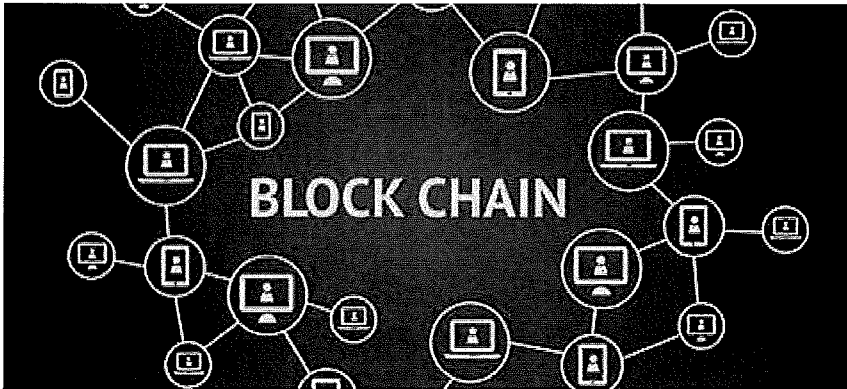


Gedanken aus dem Crypto Valley



Das kalifornische Silicon Valley ist weltweit bekannt als Top-Standort für IT- und Hightech-Unternehmen. Nun hat sich unsere Region zum Crypto Valley entwickelt. Wir sind mittendrin!

Das Crypto Valley (Region Zug/Zürich) ist heute ein weltweit bedeutender Ort der Entwicklung der Blockchain-Technologie. Diese Technologie hat ein grosses Innovationspotenzial und ist eine Weiterentwicklung der digitalen Möglichkeiten. Die vorliegende Sicht darauf ist eine Fortsetzung der bisherigen Kolumnen (Dorfzytig Nr. 1/2018: «Digitalisierung – eine philosophische Angelegenheit», Nr. 2/2018: «Innovation – Vom Unvorstellbaren zur Realität»).

Was ist Blockchain?

Blockchain ist eine erweiterbare Liste von Datensätzen (Blöcke), welche mittels kryptografischer Verfahren miteinander verkettet sind (Chain = Kette). Diese Datensätze werden dezentral, nämlich auf Tausenden von global verteilten Rechnern gespeichert und können nicht mehr verändert werden. Deswegen gilt das Blockchain-System als sehr sicher. Über diese Technologie sind direkte Verknüpfungen möglich: direkte Geldüberweisungen ohne eine Bank, direkte Hinterlegung von Dokumenten ohne ein Register. Damit entfallen «Zwischenstationen» wie Händler, Geldinstitute oder Registerhalter. Diese Grundidee wurde vor genau 10 Jahren in einem wegweisenden «White Paper» von Satoshi Nakamoto beschrieben: «Bitcoin: A peer-to-peer electronic cash

system.» Hier wird ein Zahlungssystem mit direkter Verbindung von gleichberechtigten Partnern vorgeschlagen, das auf dem Zahlungsmittel Bitcoin basiert.

Gefährliche Bitcoin-Blasen oder transparenter Handel?

Weil Blockchain durch das Zahlungsmittel Bitcoin bekannt geworden ist, wird sie oft mit möglichen Gefahren der Spekulation rund um Bitcoin in Verbindung gebracht. Zwar lauern hier Risiken. Die Blockchain-Technologie kennt aber Hunderte von Anwendungen, die mit Bitcoin nichts zu tun haben. So unterstützt ein Programm des Zuger Blockchain-Unternehmens Ambrosus Kaffeeproduzenten, um die ganze Wertschöpfungskette des Kaffees transparent und sicher zu machen. Auch bei Diamanten oder Rohstoffen können Herkunft und Handelswege mittels Blockchain sicher und transparent dokumentiert werden. Das ermöglicht mehr Transparenz und Fairness im Handel. Auch lässt sich mit der Blockchain-Technologie beispielsweise in Entwicklungs- und Schwellenländern ein zuverlässiges Grundbuch aufbauen, was wiederum Voraussetzung für die stabile Entwicklung einer Volkswirtschaft ist.

Vertrauenssache

Interessant ist auch die philosophische Betrachtung, dass Blockchain Vertrauen erzeugt: «Ein Einzelner muss den Regeln folgen, da die Software nichts anderes zulässt. Die anderen müssen diesem Einzelnen also nicht vertrauen, da er keine Möglichkeit hat, das System

zu missbrauchen. Vielmehr vertrauen alle dem System, also der Software. Im Gegensatz zu früher ist diese transparent und demokratisch. Alle Teilnehmer können die Regeln einsehen und kein einzelner kann sie verändern» (Marcel Nimführ). Diese Grundhaltung zieht viele Entwickler in die Schweiz. Zuhanden der von zwei Bundesräten und Regierungsräten der Kantone Zug und Zürich initiierten Arbeitsgruppe habe ich folgende Botschaft formuliert (White Paper der Taskforce Blockchain): «Die Schweiz hat dank eines weltweit guten Rufs und des Vertrauens in ein berechenbares, innovationsfreundliches System eine globale Vorreiterrolle in der Blockchain-Technologie erlangt. Unser Land hat alle Eigenschaften und Elemente, die für diese Technologie zentral sind: Sicherheit und Vertrauen werden bei uns gross geschrieben, wir verfügen über weltbeste Hochschulen und eine gute, innovationsfördernde Vernetzung zwischen Forschung und Anwendung, zwischen Wissenschaft und Wirtschaft. Die Schweiz ist dezentral organisiert und entspricht damit gleichsam der DNA der Blockchain-Technologie. Verantwortungsträger aus Politik, Wirtschaft und Wissenschaft sind gewohnt, zusammenzuarbeiten und können schnell Entscheidungsgrundlagen bereitstellen.» Diese Eigenschaften gelten für unseren Kanton Zug im Besonderen.

Matthias Michel

Quellen:

Marcell Nimführ, 8. August 2017: Was ist Blockchain?

<https://www.bitcoinblase.at/was-ist-blockchain/>

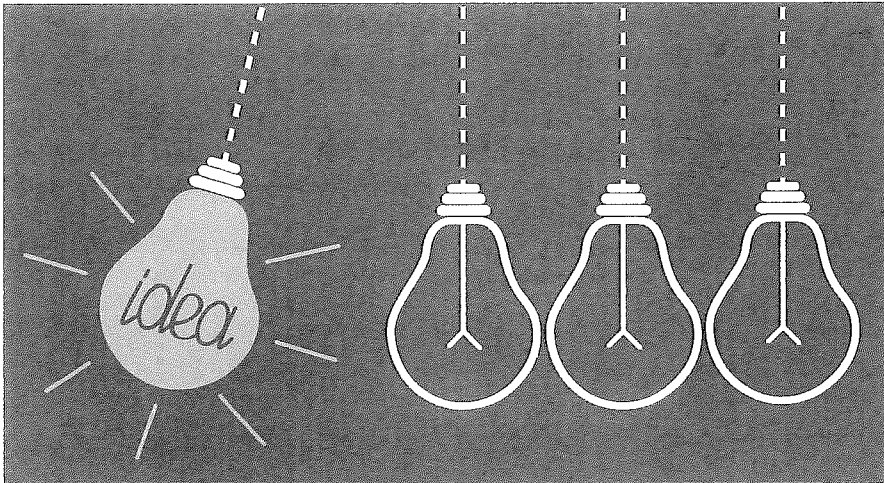
Taskforce Blockchain (April 2018). Stärkung des Blockchain-Standorts Schweiz. White Paper der Blockchain Taskforce.

https://blockchaintaskforce.ch/wp-content/uploads/2018/05/Blockchain-Taskforce-White-Paper_n.pdf

Innovation: Vom Unvorstellbaren zur Realität

Die Schweiz gilt als Innovationsweltmeister. Unser kleines und an natürlichen Ressourcen armes Land ist reich an findigen Köpfen, umsetzbaren Ideen und kreativen Menschen, die das Unvorstellbare vorausdenken.

Es ist eine neue Erfahrung in Migros oder Coop, den ganzen Bezahlungsprozess ohne Verkäuferin abzuwickeln – bis vor kurzem unvorstellbar. Jede Generation hat Unvorstellbares erlebt.



So war zu Beginn der Automobilindustrie der Pionier Gottfried Daimler überzeugt: «Die weltweite Nachfrage nach Kraftfahrzeugen wird eine Million nicht überschreiten – allein schon aus Mangel an Chauffeuren.» Heute gibt es allein in der Schweiz sechs Mal mehr Autos. Und dass diese bald autonom sich selber steuern, hat sich erst unsere Generation ausgedacht. Innovation ist oft nicht voraussehbar. Kreativ ist, wer das Unvorstellbare vorausdenkt.

Veränderung der Werte

Zur Zeit unserer Mütter und Väter galt es als grosses Ziel, entweder ein eigenes Auto, eine Wohnung oder beides erwerben zu können. Die Wohnung hielt man ein Leben lang, das Auto fast. Letzteres galt über Jahrzehnte als das Statussymbol schlechthin. Das erlebte ich in meinem ersten Wahlkampf im Jahre 1994, als ich während einer Veranstaltung gefragt wurde: «Welches Auto fahren Sie?» Offenbar wollte der Fragesteller meinen Status erkunden. Meine Antwort

(«Keines») verführte ihn zum (Kurz-) Schluss, ich sei offenbar ein Linker. Ja, wer damals Velo und Bus fuhr, galt als ideologisch links, die Autofahrer als rechts. Dieses Werteschema ist (richtigerweise) durcheinandergelassen. Heute gilt der Besitz eines Autos bei vielen Jungen nicht mehr viel – man will Verkehrsmittel nutzen, nicht besitzen. Diese Werteveränderung, gepaart mit den Möglichkeiten der digitalen Kommunikation, haben zum Geschäfts-

modell von Uber geführt: Das grösste Taxiunternehmen der Welt besitzt selber kein einziges Fahrzeug!

Kombinieren ist gefragt

Innovative Entwicklungen basieren auf Veränderungen von Gewohnheiten, Technologien und Werten. Zum Teil werden sie als «disruptiv» beschrieben, das heisst, sie ergeben sich nicht langsam und organisch, sondern verzerren bestehende Abläufe und Strukturen. Umgekehrt wird der Mensch nicht plötzlich anders. Er hat seine Verhaltensmuster. Gleiches gilt für das wirtschaftliche Leben. Eine Forschungsstudie der Universität St. Gallen hat durch eine Analyse von Hunderten von erfolgreichen Geschäftsmodellen herausgefunden: Das Rad wird nicht neu erfunden, vielmehr lassen sich auch Erfinderinnen und Innovatoren von etwas Bestehendem inspirieren; 90 Prozent der innovativen Geschäftsmodelle seien Rekombinationen von Elementen bereits bestehender Modelle und

würden auf 55 bestehenden Mustern basieren (1). Die Elterngeneration unter uns kennt zum Beispiel das IKEA-Muster: Man kauft nicht einfach ein Möbelstück, sondern man tritt in einem IKEA-Laden in eine ganz andere, schwedische Lebenswelt ein. Ähnlich ergeht es der jüngeren Generation heute, wenn sie nicht einfach einen Kaffee trinken geht, sondern sich in der Lebenswelt eines STARBUCK-Cafés trifft.

Gesellschaftliche Innovation

Dass Innovationen auch im gesellschaftlichen Bereich geschehen, ist vielleicht nicht so medienrätlich, aber wichtig. Zwei besondere Aktionen zeigen das: Im Kanton Zug hat der von der Zuger Kantonalbank aus Anlass des 125-Jahr-Jubiläums ausgeschriebene Projektwettbewerb Dutzende von «Ideen für Zug» hervorgebracht. Alles innovative Vorschläge, die sich positiv auf das soziale, gesellschaftliche, kulturelle oder sportliche Leben im Kanton Zug auswirken. Zu den Gewinnerprojekten gehörten zum Beispiel die «Zuger Chornacht», Veranstaltungen der Pfadi mit Kindern von Asylsuchenden oder die Aktion «Ein Bett für Obdachlose» (2). Im Rahmen des 100-Jahr-Jubiläums der Hochschule für Soziale Arbeit (HSLU – Soziale Arbeit) haben Studierende 100 Projekte ausgearbeitet, die auf neue Art und Weise Menschen zueinander bringen. Da gibt es ein «Outdoor-Wohnzimmer», ein «Generationen-Erzählcafé» oder «Suppen aus aller Welt» (3).

Diese Beispiele mögen anregen, uns zu fragen: Was ist in meinem Lebensumfeld nicht oder schwer vorstellbar, aber wünschbar? Werden wir kreativ!

Matthias Michel

(1) Gassmann/Frankenberger/Csik, Geschäftsmodelle entwickeln, München 2013

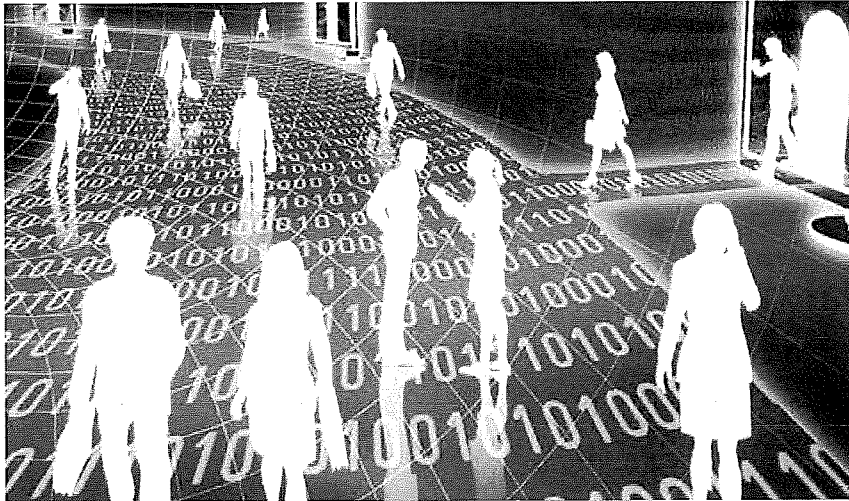
(2) Ideen für Zug, Projektwettbewerb der Zuger Kantonalbank: <https://www.zugerkb.ch/die-zugerkb/jubilaeum>

(3) 100 Projekte der Hochschule Luzern – Soziale Arbeit: <https://www.benedu.ch/projektuebersicht/>

Digitalisierung – eine philosophische Angelegenheit

Führt uns die Digitalisierung vom Menschen weg oder zu ihm hin? Verlieren wir mit ihr unsere Werte? Philosophische Gedanken zum Jahresanfang.

Um die Komplexität der digitalen Technik zu begreifen, hilft der Ursprung des Begriffs: *Digitus* (lateinisch) = Finger. Digital ist, was man mit ein paar Fingern abzählen kann bzw. das, was sich in Zahlen darstellen lässt. Die Digitaltechnik kommt mit den beiden Ziffern «0» und «1» aus (binäre Digitaltechnik) und kennt somit bloss zwei Signalzustände. Eigentlich sehr simpel und gerade deshalb so faszinierend: Zwei Signale genügen, um dann in einer unendlichen Ziffernkette ein Bild, eine Sprache oder Musik digital darzustellen.



Annäherung an die Wirklichkeit

Sowohl die Digitaltechnik als auch ich steckten noch in den Kinderschuhen, als ich meine erste Erfahrung mit einem binären System machte. Familienferien im Tessin – nach Einbruch der Nacht sandte mein Vater mit der Taschenlampe Signale übers Tal auf die andere Bergseite. Von dort kamen ebensolche Lichtsignale zurück. Es gab nur deren zwei: kurz und lang. Diese Morsezeichen haben mir gezeigt, dass man sich mit nur zwei Signalen verständigen kann. Natürlich war diese Kommunikationsart

umständlich und langsam. Es war eine grobe Annäherung an die Sprachwirklichkeit. Gleich verhält es sich grundsätzlich mit der Digitaltechnik: Sie zersetzt die Wirklichkeit in eine Kette kleinster Signale, welche inzwischen so präzise und schnell sind, dass wir die Wirklichkeit in unserem Auge und Ohr zu vernehmen glauben. Heute ist die Digitaltechnik so weit fortgeschritten, dass wir kaum mehr unterscheiden können, ob zum Beispiel eine Sprachwiedergabe analog oder digital erfolgt, so etwa bei den Informationsdurchsagen im Zug.

Eine philosophische Frage

Welche Stimme, welche Musik, welches Abbild nun wirklich ist oder durch Digitaltechnik zer- und wieder zusammengesetzt wird, führt uns zu einer höchst

philosophischen Frage von Wirklichkeit und Schein, von Sein und Nichtsein: Ist das, was wir sehen und hören, wirklich, oder nehmen wir nur (Ab)Bilder wahr und liegt das wirkliche Sein bzw. das Wahre dahinter versteckt? Bei dieser Frage stossen wir auf ein bekanntes Gleichnis der antiken Philosophie: auf das Höhlengleichnis, das vom griechischen Philosophen Platon überliefert ist: In einer Höhle gefangene Menschen können nur die Höhlenwand erblicken, an der sich Schattenbilder zeigen. Sie erkennen nicht, dass sich die wirklichen

Lebewesen und Gegenstände hinter ihnen befinden und durch das Licht des Feuers Schatten auf die Wand werfen. Alles, was sich als Schattenbild auf der Höhlenwand abspielt, ist für sie die ganze Wirklichkeit und absolut wahr. Nach dieser platonischen Ideenlehre sind alle sinnlich wahrnehmbaren Dinge nur unvollkommene und deshalb fragwürdige Abbilder. Naturgegenstände, darunter auch die Körper der Lebewesen, sind bloss Abbilder von Ideen. Anders gesagt: Das mit unseren Sinnen Wahrnehmbare ist unvollkommen, ja chaotisch; wir ordnen diese unvollkommenen Bilder in unserem Geist zu einer idealen Gestalt, die wir als Wahrheit begreifen.

Das Fazit

Das war jetzt schwere Kost! Was können wir daraus schliessen? Wir haben ja gar keine Wahl: Längst sind wir im digitalen Zeitalter angekommen. Gegen die fortschreitende Digitalisierung können wir uns nicht wehren, was oft ein Unbehagen zurücklässt. Gleichzeitig ermöglicht sie uns vieles, erleichtert unsere Arbeit dank computerunterstützten Prozessen und beschleunigt die Alltagskommunikation. Wir können also die Digitalisierung in den Dienst des Menschen stellen; je nach Anwendung ist sie menschen- und gerecht. Sie lässt sich aber auch missbrauchen. Der Entscheid darüber obliegt (noch) beim Menschen.

Schliesslich – und das ist mein Fazit – führt uns die digitale Welt zurück zu den Grundsatzfragen der Menschheit. Zur Frage, was wirklich ist und was nicht, was Sein ist und was Schein. Und dazu, welche Werte wir pflegen. Bezeichnenderweise sind die Signale der Digitaltechnik sogenannt «wertdiskret», das heisst, sie können verschiedene Werte symbolisieren. Wir Menschen sind das pure Gegenteil: Wir sind nicht wertfrei. Und je digitaler die Welt ist, desto mehr ist unsere Werthaltung gefragt!

Matthias Michel

Erkenntnisse dank Angela



Angela verhilft mir zu Erkenntnissen. Nein, nicht Angela Merkel, sondern Angela Bruderer. Unter diesem Namen eines Versandhauses flattert uns alle paar Monate ein Katalog mit wesentlichen Dingen des Alltags ins Haus. Gedanken dazu, was für uns wesentlich ist – mit einer abschliessenden politischen Frage.

Ergeht es Ihnen auch so? Zuerst möchte ich die Gratiskataloge jeweils gleich wegwerfen. Schon mein Briefkasten schreit ja «Werbung – nein danke!». Aber mit einer aufgedruckten Adresse findet der Katalog doch zu mir und so blättere ich darin und gelange dadurch erst zur Erkenntnis meiner wirklichen Bedürfnisse – und noch zu weiteren Erkenntnissen.

Die wesentlichen Dinge des Alltags

Der Katalog verspricht «Sonderverkauf zu stark reduzierten Preisen» und dies auf Heimtextilien, Haushalt und Bekleidung. Also Dinge des alltäglichen Bedarfs. Auf der ersten Seite begrüsst mich denn auch schon Angela... nein, diesmal ist es Iris, die Leiterin des Einkaufs Heimtextilien. Und sie verspricht, mir bei der Suche nach «Dingen, die Ihnen den Alltag erleichtern» zu helfen. Der Sonderverkauf soll mir sodann «Platz für Neues» ermöglichen. Also nichts wie los!

Da mir die Sujets der Bettgarnituren nicht gefallen, bin ich bald bei den

Badezimmer-Artikeln: Mit einem Duschvorhang und einem Lavabo-Stöpsel, beides mit aufgedruckten Fotos von Delfinen, kann ich mein Bad richtig mediterran gestalten – ab in den Warenkorb. Mediterran verheisst Wärme: ein spezieller elektrischer Fusswärmer (zum Glück «auch für grosse Füsse») mit Innenfellausstattung und automatischem Abstellmechanismus wird hier geboten. Doch: als Einwohner der Stadt Zug sollte ich unter 2000 Watt pro Kopf leben (eine entsprechende Initiative wurde vor drei Jahren angenommen). Aus gleichem Grund darf ich mich nicht für den «Rotationsschwingbesen», den «Fusselrasierer» und den elektronischen Korkenzieher entscheiden, da alles stromabhängig. Schade! Doch es gibt auch Wesentliches ohne Strombedarf: Schon immer hat mir doch bei der Salatsaucenzubereitung ein Ölzerstäuber gefehlt; endlich muss ich das Olivenöl nicht mehr in leere Parfümfläschen umgiessen. Damit die tägliche Crème brûlée wirklich eine verbrannte Oberfläche erhält, kommt noch das 5-teilige Flambierset in den Warenkorb. Und da es nach dem Flambieren jeweils riecht, auch der «ionisierende Geruchskiller». Zu guter Letzt noch ein «Teelichtgreifer», da ich gerne noch brennende Kerzen aus dem ach so tiefen Teelicht fische. Wegen des günstigen Preises von Fr. 6.95 nehme ich gleich fünf Stück – man kann ja nie wissen.

Mehr Platz und mehr

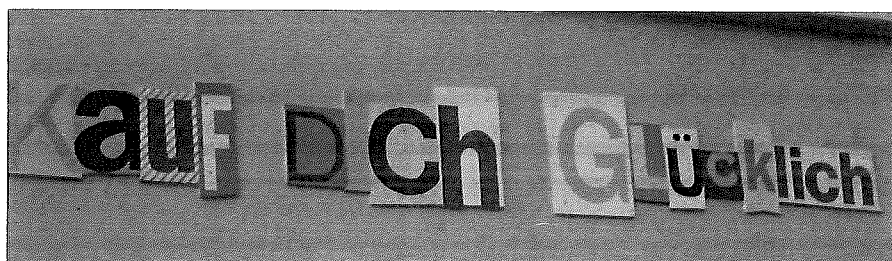
Ja, kaum ist das Paket mit den essentiellen Gegenständen zugesandt worden, brauche ich nun «Platz für Neues», wie mir das Angela, nein Iris, ja versprochen hat. Da muss zuerst Altes weg! Nur waren die alten Gegenstände dummerweise noch nicht für unsere Wegwerfgesellschaft hergestellt, sie überdauern Generationen. Nur dank unseres Ökihofs haben wir kein schlechtes Gewissen, auch noch Brauchbares wegzugeben.

Oder wir häufen das Neue einfach an. Und brauchen deshalb viel mehr Wohnraum: Waren es im Jahr 1980 noch 34 m² pro Kopf, sind es heute durchschnittlich mehr als 45 m², also ein Drittel mehr als vor einer Generation! Eine Mitursache sind die immer breiteren Betten. Wir werden zwar länger, aber nicht breiter. Doch der heutige Jugendwunsch tendiert nach mindestens 140 cm (pro Person wohlgemerkt). Und da die Körperpflege mit Haarentfernern, Haar-Gels, Brauenscheren, Haargläntern, Maniküre-Sets und Gesichtssauna (bei Angela zum Sonderpreis) und allen Augen-, Gesichts-, Hände-, Beine- und Fusscremen etwas länger geht als bei unseren Grosseltern, ist insbesondere der Bedarf nach Badezimmern stark gestiegen.

Die politische Frage

Und was hat all das mit Politik zu tun? Unser Kanton legt erstmals in seiner Geschichte Sparprogramme vor und stellt die Frage, ob wir auch mit etwas weniger öffentlichen Geldern und Angeboten umgehen können. Dass die Antwort des Volkes, somit auch der Konsumentinnen und Konsumenten, eher ablehnend ist, so ist dies angesichts der beschriebenen Konsumbedürfnisse erklärbar. Doch kein Problem: Die staatlichen Angebote könnten ja auch zu tieferem Preis, sprich mit weniger Steuergeldern, geboten werden. Dazu werde ich nächstens einmal Angela fragen, wie sie das macht: Die wesentlichen Dinge des Alltags zu einem tieferen Preis zu bieten.

Text: Matthias Michel



Ranft – neue Aktualität

Bruder Klaus hat für die Schweiz und besonders für Oberwil eine herausragende Bedeutung: Er ist unser Nationalheiliger und unser Kirchenpatron. Die Erinnerung an ihn lädt ein, uns Fragen zu stellen und Antworten zu finden. Oder: Unseren eigenen Ranft zu suchen.

«Meinen Ranft suchen» war das Leitmotiv des letztjährigen Jubiläums unserer Pfarrei. Viele machten sich auf, physisch oder geistig oder beides, um der Frage des eigenen Kraftorts nachzugehen. Das Thema begleitet uns auch in diesem Jahr, in dem wir den 600. Geburtstag von Niklaus von Flüe feiern.

Fragen

Man stelle sich vor, heute würde ein Mann im besten Alter und ohne äusseren Zwang seine grosse Familie verlassen und die Kinder der alleinigen Sorge der Mutter überlassen. Er würde erklären, seinem Ruf zu folgen. Unverständnis wäre wohl die Folge. Möglicherweise rechtliche Probleme, ist der Mann doch sorge- und unterhaltspflichtig. Der Staat würde über die Erwachsenenschutzbehörde fürs Rechte sorgen.

Ob damals oder heute: Gefordert war primär seine Ehefrau Dorothea. Nur mit deren Einverständnis, ja Mittragen kann ich mir den Akt von Niklaus vorstellen.

Wir selber sind kaum je vor derart existenzielle Fragen gestellt. Bruder Klaus lädt uns aber ein, die Frage nach unserer Berufung zu stellen. Danach, ob unser Zusammenleben in Familie und Dorf nur Konvention ist oder auch unser eigenes Lebensziel. Danach, ob wir auf dem Weg nach diesem Ziel sind. Und ob wir unseren Ort oder unsere Orte, wo wir zu uns und unserer Bestimmung oder unserem Lebenssinn finden, wirklich suchen oder schon gefunden haben.

Sich auf den Weg machen

Auf jeden Fall sind wir eingeladen, uns mit solchen Fragen auf den Weg zu machen. Diese Einladung bestärkte unsere Pfarrei mit dem Aufruf, unseren eigenen



Ranft zu suchen. Ich habe mich anregen lassen und bin im letzten Jahr bewusst den Weg von Oberwil auf den Stoos geradelt.

Mein Startgedanke: Schon der Ausgangspunkt ist ein Kraftort: Oberwil ist uns Heimat – mit allen seinen Verbindungen zu Menschen. Und wie ein Pol mit Anziehungskraft muss man sich zuerst lösen von hier, bevor man sich zu einem anderen Pol beziehungsweise Kraftort aufmacht.

Eine Wegmarke war der «Alte Pilgerweg» in Oberarth. Dieser Weg verlief nahe einem Tankstellen-Shop. Zufall? Welcher Gegensatz: Pilgern zum Kraftort, das heisst Distanz nehmen vom alltäglichen Kleinkram, vom gewohnten Konsum, weg von der Ablenkung der Kaufangebote und hin zum Wesentlichen. Viele pilgern (welcher Missbrauch des Wortes!) zu Konsumstätten, die uns das rasche Glück versprechen. Natürlich brauchen wir Lebensmittel und mehr zum Leben – aber wenn der Einkauf zum Selbstzweck wird, werden wir vom Wesentlichen abgelenkt.

Ziel

Erreicht: die Kapelle Maria-Hilf auf dem Stoos, Pilgerstätte und Kraftort für viele. Das bezeugen Dutzende von

Votivtafeln, die aus Dankbarkeit für Marias Hilfe hinterlassen wurden – schon seit Jahrhunderten: Die älteste datiert von 1787! Ich frage mich: Was war zuerst, der Kraftort oder die Pilgerstätte? Oft verbinden sich mit Pilgerstätten Wunder oder Erscheinungen, so zum Beispiel in Lourdes. Als Teenager war ich einmal dort. Mehr als die Grotte, in welcher vor mehr als 150 Jahren Maria einem Mädchen erschienen sein soll, faszinierten mich die Tausenden von Menschen, welche aus ganz Europa in ein abgelegenes Dorf am Fuss der Pyrenäen pilgern – welche Glaubenskraft sich hier konzentriert! Schon das allein vermittelt Kraft.

Der Kreis schliesst sich: In der Stoos-Kapelle treffe ich auf unseren Bruder Klaus: Dargestellt auf einer Glasmalerei, betet er Maria und das Jesuskind an. Ich merke: Nicht nur der Kraftort selbst, sondern bereits der Weg dorthin ist Teil meines Ranfts. Und: Auf dem Weg zum Kraftort braucht es ja zuerst einmal Kraft; zu Fuss oder auf dem Velo den Berg hoch kostet Energie. Kann sein, dass ich mich zuerst entkräften muss, um dann umso empfänglicher zu sein für neue Kraft.

Text: Matthias Michel

Foto: Kath. Kirche

Unser Rezept: «Luege, lose, laufe» statt «Hü und Hott»

Den Politik-Stil des amerikanischen Präsidenten können wir in der Schweiz schwer verstehen. Aber er zeigt uns den Wert unserer demokratischen und berechenbaren Verfahren.

Es ist einfach, Personen anderer Meinung, zum Beispiel auch Politiker, zu kritisieren. Auch gebietet es der Respekt vor demokratisch gewählten Amtsträgerinnen und Amtsträgern, nicht einfach über sie herzuziehen. Oft bilden wir uns auch zu schnell eine Meinung oder sind in Vorurteilen verhaftet. Meine nachfolgenden Gedanken äussern sich deshalb nicht zum Inhalt der (oft erst angekündigten) Politik des neuen amerikanischen Präsidenten. Ich beschränke mich darauf festzustellen, wie unterschiedlich die Art und Weise seiner Politik von derjenigen ist, die wir in der Schweiz kennen und schätzen. Es ist deshalb ein Loblied auf unsere demokratischen Entscheidungen.

Ungewisse Richtung des Fuhrwerks

Die Begriffe «Hü» und «Hott» sind Fuhrkommandos: «Hü» (abgekürzt für «Hüst») steht für den Befehl an Pferd oder Ochsen, nach links zu gehen; «Hott» dafür, nach rechts zu gehen. Beide Befehle gleichzeitig funktionieren logischerweise nicht, sonst steht das Zugtier bockstill. Wer mit «mal Hü, mal Hott» lenkt oder regiert, der will innert kurzer Zeit mal dahin, mal dorthin – eine klare Richtung ist nicht erkennbar. So ergeht es vielen Zeitgenossen, wenn sie die ersten Wochen des neuen amerikanischen Präsidenten beobachten: Zuerst kritisiert und polemisiert er gegen gewisse Institutionen oder Länder, kurz danach kommt eine beschwichtigende oder gegenteilige Meinung. Man hat Mühe zu erken-

nen, wohin das «Fuhrwerk USA» steuert.

Fast noch mehr Mühe bereitet uns das Vorgehen. Der neue US-Präsident muss natürlich beweisen, dass er seine Wahlkampfversprechen einhält. Es vergeht kaum ein Tag, an dem er nicht ein Dekret unterschreibt mit recht absoluter Wirkung. Oder wo er durch Twitter oder Telefonate andere Länder oder das eigene Volk verunsichert. Im Fall des plötzlichen Einreisestopps für alle Angehörigen aus sechs Staaten hat der Präsident grundlegende Regeln des Gesetzgebungsprozesses missachtet: Schnelligkeit vor Sorgfalt, hiess die Devise.

Langsame, aber berechenbare Schweizer Mühlen

Warum macht uns diese Art von Politik Mühe? Die meisten von uns sind in unserem Land aufgewachsen, und unser Schweizer Regierungssystem ist für uns selbstverständlich. Wir kennen es von Kindsbeinen an: Die sieben Mitglieder des Bundesrats mit Namen aufzählen zu können, gehört zur politischen Bildung eines jeden Schulkindes. An den Mittelschulen werden im Rahmen der politischen Bildung Regierungsvertreter aufs Podium gebeten: vier, weil man alle Regierungsparteien vertreten haben will. Und dass es in der Schweiz keinen König bzw. keine Königin und auch sonst niemanden gibt, welcher alleine regieren kann, ist für uns ebenso selbstverständlich.

Zwar beklagen wir ab und zu, dass die politischen Mühlen langsam mahlen. So wird bei uns vorbereitet, geprüft, vernehmllast, bis dann eine Mehrpartei- enregierung einen definitiven Vorschlag verabschiedet. Und dann sind Parlament und Volk an der Reihe. Es mag lange dauern, aber am Schluss resultiert eine ausgewogene Vorlage. Man hat zuerst überlegt, dann entschieden. Damit ist aber auch jede Stimmbürgerin und jeder Stimmbürger in die Verantwortung für eine berechenbare Schweizer Politik miteinbezogen.

Gerade weil wir in der Schweiz den Wert einer verlässlichen und berechenbaren Regierungsarbeit schätzen, ist unser Credo immer noch: «Luege, lose, laufe».

Matthias Michel



Gotthard – von neuen Geleisen und alter Gemütlichkeit

Seit wenigen Wochen brausen wir durch den neuen Gotthard-Basistunnel gen Süden. Wir gewinnen Zeit und verlieren Gemütlichkeit.

Seit Dezember 2016 ist der neue Tunnel für alle Welt offen. Wir erleben die neue Schnelligkeit, die Nähe des Südens. Doch die meisten – vor allem ausländische Gäste – wissen gar nicht, wie es bisher war. Sie werden den Unterschied nicht erkennen zwischen der gemütlichen Bergstrecke durch die Kehrtunnels einerseits und der schnellen Basisverbindung durch den längsten Tunnel der Welt andererseits. Gerade das macht das Spezielle aus und kann nach wie vor erlebt werden. Mein Tipp: Über die alte Bergstrecke nach Süden und dann zurück durch den Basistunnel (vgl. dazu auch der Seesicht-Beitrag «Auf der Gotthardachse – eine Einladung zum Nachdenken», Dorfzytig Nr. 2/2011).

Schweiz geht eigene Wege

«Die Schweiz geht eigene Wege. Und verbindet damit Europa» – diesen Werbeslogan für den neuen Tunnel las ich auf einem SBB-Plakat. Der Slogan mag Dreierlei zum Ausdruck bringen und ist damit schlicht genial: Erstens denkt man an das physische Bauwunder des 57 km langen «Weges» unter dem Gotthardmassiv, das durch die Schweiz hindurch europäische Länder verbindet. Der Regisseur des Eröffnungsspektakels, Volker Hesse, dazu: «Norden und Süden gehen aufeinander zu: Mittelmeer trifft mitteleuropäische Industrielandschaften, Fellini-Figuren stossen auf strenge Leistungsträger, Monteverdi auf Bach, Tarantella auf Alpentänze, Montanara auf Gloria.»



Bis nach China wurde über das Ereignis berichtet...

Zweitens ist der Weg der Entscheidungsfindung und Planung in der Schweiz sehr eigen, ja einzigartig: In anderen Ländern beschliessen Staatsregierungen solche Infrastrukturen, beginnen diese dann zwar schnell zu bauen, bis dann aber durch Bürgerproteste Sand ins Getriebe kommt (so z.B. beim Bahnhof Stuttgart). Demgegenüber kennt die Schweiz den ihr eigenen demokratischen Weg, der zwar ein langer Entscheidungsprozess bedingt, dann aber eine zügige Realisierung ermöglicht.

Und drittens liegt in diesem Slogan, dass die Schweiz eigene Wege innerhalb von Europa geht, eine zutiefst politische Botschaft. Die Schweiz liegt zwar inmitten Europas, ist aber nicht EU-Mitglied. Wir erkämpften uns durch die Bilateralen Verträge eine Sonderstellung, die uns gerecht wurde und uns doch eng in den Binnenmarkt Europas integriert. Dieses Verhältnis zur EU zu bewahren und gleichzeitig die Initiative über die Masseneinwanderung umzusetzen, ist ein demokratischer Hochseilakt. Unsere Demokratie wird aber gerade am Beispiel

Gotthard auch von aussen gelobt: Deutsche Medien erklären diesen Erfolg als Produkt der Schweizer Demokratie: Die Schweizer hätten dank der direkten Demokratie mehr Sicherheit eingebaut; die Verantwortlichkeiten seien in der Schweiz klarer und die Wege kürzer.

Schnell oder gemütlich?

Nach den Eröffnungsfeiern und dem Staunen über die Leistungen der Ingenieure und Bergleute wird irgendwann der Reisealltag Einkehr halten. Es wird normal werden, bei Erstfeld in den Berg und bei Biasca aus dem Berg zu fahren und damit viel schneller zu sein. Und während der brausenden Fahrt unter Tag wird man sich erinnern an die kurvige Strecke durch imposante Schluchten und durch Kehrtunnels sowie daran, dass man doch drei Mal das Kirchlein von Wassen bestaunen konnte. Damals, als man noch mehr Zeit hatte... Sicher werde ich mir diese Fahrt über die Bergstrecke dann und wann gönnen und es etwas gemütlicher nehmen. Eben: Fürs Gemüt.

Matthias Michel

Deregulierung dank Rücksichtnahme

«Unbegrenzter Regulierungswahn – Schweiz versinkt in Gesetzesflut!», so ein Titel in den Medien von Anfang Jahr. Die Besorgnis wächst, dass uns dadurch immer mehr Verantwortung entzogen und unsere Freiheit stetig eingeschränkt wird. Mit der Beachtung einer einfachen Regel können wir selber etwas dagegen tun.

Diese Klage ist nicht neu, wird aber öfters nicht nur in der Schweiz erhoben. Bereits das «Allgemeine Landrecht für die Preussischen Staaten», erlassen 1794 unter Friedrich dem Grossen und Friedrich Wilhelm II., enthielt 19'000 Vorschriften! Immerhin war es eine umfassende Gesetzessammlung und gilt als erstes neuzeitliches Gesetzbuch.

Regulierungsflut im Sport

Nicht nur im Staat ist (Über-)Regulierung ein Thema: Im Hinblick auf die Fussball-Europameisterschaft 2016 hat die International Football Association insgesamt 95 neue Regeln verfasst – notabene für ein Spiel! Klar braucht es Regeln, wovon aber gewisse zum Schmunzeln veranlassen. Heute wird nicht nur das Spiel, sondern auch das Drumherum geregelt, so zum Beispiel die Mode: Sichtbare Unterhosen müssen die Farbe der Fussballshorts und bei allen Spielern eines Teams dieselbe Farbe haben. So lautet eine der vielen neuen Regeln.

Auch in der Freizeit werden wir reguliert. Ein krasses Beispiel: Weil die Züri-Zoo-Besucher am Grillstand theoretisch die Würste bespucken könnten, schritt der Lebensmittelinспекtor ein und verlangte die Errichtung eines Spuckschutzes. Einwände, dass einerseits die Würste jeweils frisch zubereitet und die Gäste so ihr eigenes Essen bespucken würden und andererseits die hohen Grilltemperaturen alle Bakterien abtöteten, liessen die Beamten nicht gelten. Der Spuckschutz für 1000 Franken musste installiert werden.

Bürokratie-Stopp

Das erwähnte Beispiel entstammt dem «Bürokratie-Briefkasten» der FDP Schweiz. Aus Sorge um zunehmende



Regulierung und Bürokratie lancierte die FDP im Jahr 2011 die eidgenössische Initiative «Bürokratie-Stopp!». Darin sollte das Gebot des möglichst unbürokratischen Gesetzesvollzugs in die Bundesverfassung eingefügt werden: *«Jede Person hat Anspruch darauf, dass Gesetze verständlich sind und einfach, unbürokratisch und effizient angewandt werden; jede Person hat Anspruch darauf, dass Verwaltungen und Gerichte ihre Angelegenheiten schnell, einfach und unbürokratisch behandeln.»* Mangels ausreichender Anzahl gültiger Unterschriften kam diese Initiative dann nicht zustande. Selbst wenn nun in der Verfassung nicht verankert, müssen die von der Initiative verlangten Grundsätze eigentlich als selbstverständlich gelten.

Goldene Regel

Der Schutz vor Regulierungen könnte so einfach sein, wenn wir eine Grundregel unseres Glaubens beachten: «Alles, was ihr also von anderen erwartet, das tut auch ihnen!» (Matthäus 7,12 und Lukas 6,31). Als Sprichwort ist auch die umgekehrte Formulierung bekannt: *«Was du nicht willst, dass man dir tut, das füg auch keinem andern zu.»* Alle Weltreligionen und Kulturen kennen – in verschiedener Formulierung – diese Regel. Sie kann

deshalb als globaler Grundkonsens des Zusammenlebens betrachtet werden und wird auch als «Goldene Regel» bezeichnet.

Ein schönes Anwendungsbeispiel dieser Regel ist auf dem Hauptplatz in Schwyz zu beobachten: Von allen Richtungen fahren Fahrzeuge auf diesen Platz und zweigen ab. Und dies ohne Strassenmarkierungen und Vortritts tafeln. Es zählt nur die Rücksicht auf die anderen. Das läuft sehr ruhig und gut, Unfälle sind nicht bekannt. Wenn niemand so recht weiss, wer Vorfahrt hat, fahren automatisch alle vorsichtiger. Eine Lebensweisheit: Nicht das sture Befolgen von Vorschriften, sondern das gegenseitige Rücksichtnehmen ist für das Zusammenleben wichtig. Als ich kürzlich an diesem Platz in einem Café sass, sah ich prompt einen Fahnenchwinger, welcher mitten auf dem Hauptplatz seine Schweizerfahne schwang, inmitten des Feierabendverkehrs. Und niemand hupte!

Also: Es geht ohne Überregulierung, wenn wir unsere menschliche Vernunft und unser Gefühl für Rücksichtnahme spielen lassen. Die Beachtung der goldenen Regel schützt vor Regulierungsflut.

Ein Bundespräsident unter Freaks

Oder: Von China nach Zug

Es war kein offizieller Staatsempfang, aber ein (denk-)würdiger Besuch, als Anfang April Bundespräsident Johann Schneider-Ammann nach Zug kam. Dementsprechend hofierten wir ihn nicht, sondern zeigten ihm ganz konkret wichtige Zuger Bildungsangebote, die zukunftsweisend sind für die ganze Schweiz.

Es gab keinen roten Teppich und auch keinen höfischen Empfang. Wir empfangen den Bundespräsidenten im Hof des Gewerblich-industriellen Bildungszentrums Zug (GIBZ), als er an einem Montagmorgen im Dienstwagen vorfuhr. Wohl war er pompösere Empfänge gewohnt von dort, wo er herkam.

Peking – Zug direkt

Er kam nämlich direkt vom Flughafen, wo er wenige Stunden zuvor – aus Peking kommend – gelandet war. Dort wurde er vom Staats- und Parteichef in der «Grossen Halle des Volkes» empfangen. Die Unterredungen mit Vertretern einer wirtschaftlichen Grossmacht basierten auf dem chinesisch-schweizerischen Freihandelsabkommen, das erste dieser Abkommen Chinas mit einem Land in Europa überhaupt – eine Innovation! Darüber hinaus wurde eine zukunftsweisende strategische Partnerschaft zwischen beiden Ländern besprochen. Und dann: Vom Land mit Milliarden von Menschen zurück in den kleinsten Vollkanton der Schweiz, der gerade mal so viele Einwohnerinnen und Einwohner hat wie eine chinesische Kleinststadt!

Zuger Bildungsinnovationen

Zwar nicht gross, aber innovativ sind wir auch in Zug. Und wir setzen Meilensteine für die ganze Schweiz, wenn es um die Weiterentwicklung unseres dualen Berufsbildungssystems und um die Ausbildung der dringend benötigten Fachkräfte geht. Genau hier lag auch die Motivation für die Zuger Reise des Bundespräsidenten: Im Rahmen der Fachkräfteinitiative, welche von Bund



v.l.n.r. Beat Wenger, Rektor GIBZ, Matthias Michel, Regierungsrat und Volkswirtschaftsdirektor Kanton Zug, Bundespräsident Johann Schneider-Ammann

und Kantonen getragen wird, schaut er sich schweizweit die besten Beispiele an. Wir sind also quasi ein Vorzeigekanton.

Wir empfangen den Bundespräsidenten nicht in der «Grossen Halle des Volkes» – solche Staatsräume wie die Chinesen kennen wir nicht. Dafür in einer «Halle» unserer Berufsbildung: Konkret präsentierten wir, auf welche Weise Erwachsene Berufsabschlüsse wie ein Eidgenössisches Fähigkeitszeugnis (zum Beispiel Fachfrau/Fachmann Gesundheit EFZ) erwerben können: Vorbestehende Kenntnisse und praktische Fähigkeiten werden angerechnet (sogenannte Validierung von Bildungsleistungen) und allein das Fehlende wird modular nachgeholt (sogenannte Nachholbildung oder Nachqualifikation). Das ist ein Angebot, das Zug als Vorreiter entwickelt hat. Und es ist effizient und ein Beispiel dafür, wie unser Berufsbildungssystem flexible Möglichkeiten bietet.

Rektor als Freak

Bundespräsident Schneider-Ammann zeigte sich erfreut und beeindruckt von diesem Bildungsmodell. Er fragte, wie es denn möglich sei, alle diese Menschen mit so unterschiedlichem Bildungsrucksack ganz individuell zu schulen – das erfordere ja eine enorme Flexibilität und ein hohes Engagement der Lehrkräfte. Dem ist so. Und als politisch Verantwortlicher für die Berufsbildung bin ich stolz auf diese Leistungen. Motivierend ist natürlich auch die treibende Kraft für solche Angebote, in unserem Fall der Rektor des Gewerblich-industriellen Bildungszentrums Zug, Beat Wenger. Und ein Lehrer, übrigens ein Oberwiler (Roland Frei), hat es auf den Punkt gebracht: «Unser Rektor ist halt im positiven Sinne ein Freak!»

Matthias Michel
Foto: Alphons Burkart

Industrie 4.0 – Revolution in der Schweiz!

Oder: Von der Sägemaschine zum Cobot

Revolution in der Schweiz! Nein, denken wir: Unser Land war noch nie revolutionär. Nicht gewaltsame Umstürze, sondern langsame Entwicklungen haben unser Land geprägt. Hier geht es aber nicht um eine soziale, sondern eine wirtschaftliche und industrielle Revolution: Die Industrie 4.0. Sie hat aber gesellschaftliche Folgen.

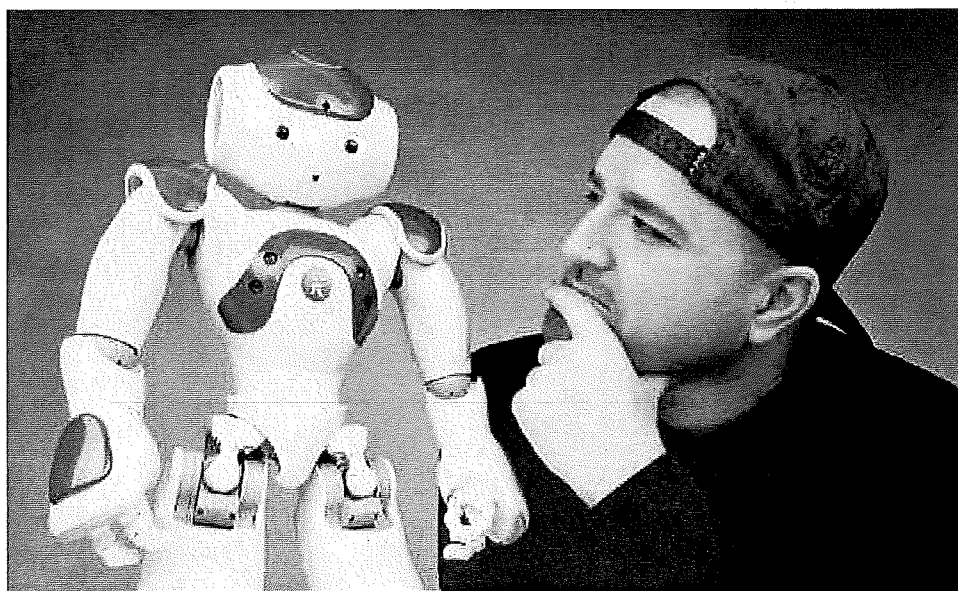
Vor hundert Jahren standen in Oberwil Säge- und Fräsmaschinen zur Holzbe- und verarbeitung (vgl. «Gewerbe im Wandel: Von den Hölzigen in Oberwil», Seesicht Nr. 4-2011). Dank des «Industriepfades Lorze» können wir diese durch Wasser- und Dampfkraft ermöglichte Mechanisierung (erste industrielle Revolution) und die dank elektrischer Energie mögliche Fließbandproduktion (zweite industrielle Revolution) auch im Kanton Zug nachvollziehen. Die ü50 unter uns haben sodann die dritte industrielle Revolution am eigenen Leib – am Arbeitsplatz oder als Konsument – erlebt: Die Automatisierung der Produktion durch Elektronik und Informationstechnologie (IT), damit auch die Verschiebung von Produktionen ins Ausland und die entsprechenden strukturellen Veränderungen der hiesigen Industrie. Die Krise der Schweizer Uhrenindustrie, welche in den 70er-Jahren des letzten Jahrhunderts den Anschluss an die elektronischen Quarzuhren Japans verpasste, war eine Folge dieser Revolution. Und kaum haben wir das verdaut, stehen wir am Beginn einer neuen Revolution unter dem Namen «Industrie 4.0».

Wie revolutionär?

Sehr revolutionär sei ja das nicht, meinen viele: Informationstechnologie und Automatisierung seien ja schon länger bekannt, viel weiter könne das gar nicht gehen. Eventuell würde die industrielle Produktion noch schneller, die Produkte kleiner und billiger, aber mehr nicht. Wer sich vertieft, kommt zu einem anderen Schluss: Durch die Digitalisierung und damit möglicher weltweiter Vernetzung in Echtzeit kommt auch die

konventionelle industrielle Fertigung in eine neue Dimension: Reale und virtuelle Welten verschmelzen. Bereits in den Begrifflichkeiten kommt das zum Ausdruck: Es wird von cyber-physischen Produktionsprozessen (CPPS) gesprochen, welche durch das sogenannte «Internet der Dinge» (Internet of Things, IoT) ermöglicht werden.

Spätestens jetzt fragen wir uns: Was haben wir als Menschen hier (noch) verloren? Beschränken wir uns auf das Programmieren der intelligenten Maschinen, die uns dann ersetzen? Treiben wir die Entwicklung noch an oder sind wir die Getriebenen? Diese vierte industrielle Revolution ist zwar technisch und wirtschaftlich getrieben, aber mit grossen



Intelligente und soziale Maschinen

Die neuen Dinge bzw. Maschinen sind intelligent, weil sie nicht einfach einen einmal programmierten Prozess beherrschen, sondern zum Beispiel durch Sensoren merken, wann sie ihre Funktion anpassen müssen und durch die Internet-Kommunikation mit anderen Maschinen interagieren können. Das heisst nichts anderes, als dass diesen Maschinen Fähigkeiten zukommen, welche bis vor kurzem nur dem Menschen vorbehalten waren: Miteinander kommunizieren, auf einander reagieren und lernen. Solche Roboter können untereinander zusammenarbeiten oder sogar mit Menschen kooperieren und heissen deshalb auch «Cobots». Es wird von «sozialen Maschinen» gesprochen.

Wo bleibt der Mensch?

Doch da wehrt sich etwas in uns: Eine Maschine kann doch nicht sozial sein!

gesellschaftlichen Konsequenzen. Mich erstaunt deshalb, wie wenig dieser gesellschaftliche und menschliche Aspekt, also der «human factor» in den Medien thematisiert wird. Nur am Rande habe ich in einer Fachzeitschrift zum «Werkplatz 4.0» davon gelesen, dass es auch darum gehe, dank dieser Entwicklung «Freiräume für menschliche Kreativität» zu schaffen. Ich meine, wir sollten nicht darauf warten, dass die neuen Cobots uns Freiräume schaffen, sondern wir müssen schon heute kreativ sein, um diese Entwicklung nach unseren menschlichen Werten zu steuern!

Matthias Michel

Quellen:

www.industriepfad-lorze.ch
www.matthiasmichel.ch/cmsfiles/File/DZ_hoelzigesGewerbe_4_2011.pdf

Vertrauen

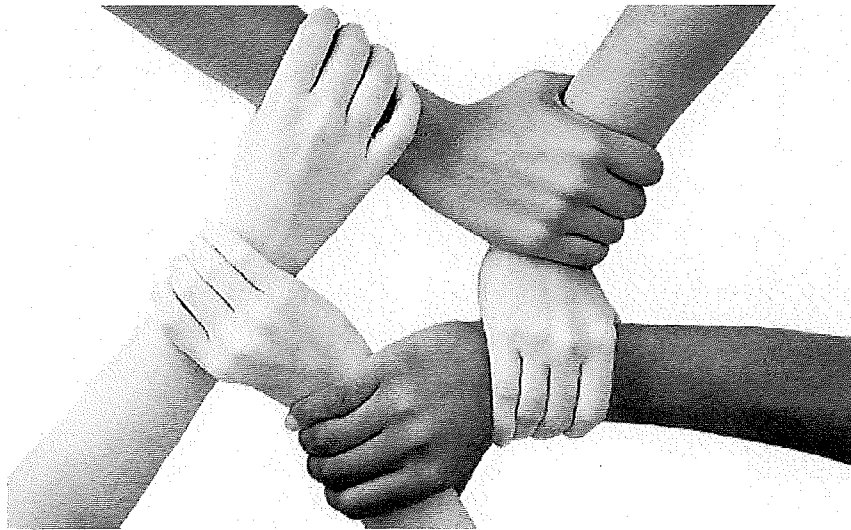
In der Zuger Politik sorgen die Defizite der öffentlichen Hand für Aufregung, auf nationaler Ebene die Wahl eines neuen Bundesrates. Derweil strömen Tausende von Flüchtlingen nach Europa und dieses wird von Terrorakten erschüttert. Das Nebeneinander von lokaler Entrüstung und globaler Verunsicherung zeigt ein Spannungsverhältnis, das zu oft die Relationen vergessen lässt. Und das, worauf es ankommt, ob lokal oder global: das Vertrauen.

Nach Jahren steigender Steuereinnahmen und entsprechender Ausgaben stehen wir im Kanton Zug vor grossen Defiziten. Das ist eine neue Situation für uns. Ungewohntes verunsichert. Entsprechend gross ist die Aufregung im kantonalen Parlament: Es drohte sogar

fünf Direktionen – im Interesse einer zukunftsfähigen Organisation und effizienten Abläufe. Ich denke: Vertrauen in diejenigen, welche vorausschauend handeln («Gouverner c'est prévoir»), ist angezeigt.

Nationaler Schlagabtausch

Im gleichen Zeitraum liefern sich Parteien und Medien einen Schlagabtausch darüber, wie ein neues Bundesratsmitglied gewählt werden soll und ob es einer Partei ansteht, dem Bundesparlament eine eingeschränkte Auswahl von Kandidaten zu bieten. Je nach Medium wird der eine oder der andere Kandidat als Alibi-Kandidat und als ungeeignet für das höchste Exekutivamt bezeichnet. Für die einen erträgt es nicht mehr als zwei Romands im Bundesrat, für an-



eine Rückweisung des Budgets für das Jahr 2016. Bei der Budgetdebatte flogen Wortfetzen und man hatte zuweilen den Eindruck, der Kanton Zug stünde am Abgrund. Dabei hat der Regierungsrat vor eineinhalb Jahren die Zeichen erkannt und ein Entlastungsprogramm lanciert. Zudem hat er angekündigt, dass ein weiteres Projekt mit umfassender Überprüfung der Staatsausgaben, der Aufgabenverteilung zwischen Kanton und Gemeinden und möglicherweise Steuerhöhungen sowie auch eine neue Finanzstrategie angepackt wird. Gleichzeitig machen wir Vorschläge für eine Neustrukturierung der Verwaltung mit

dere steht der Kandidat aus dem Kanton Zug dem SVP-Übervater Blocher zu nahe, wieder andere finden, der Tessiner Kandidat (aus der Partei Lega) sei kein echter SVP-Kandidat. Das darf man alles finden. Man vergisst dabei gern, dass es schliesslich die Aufgabe des Bundesparlaments ist, den Geeignetesten zu wählen. Und dass die Kandidaten von den Fraktionen vertieft geprüft werden. In dieses Funktionieren der verfassungsmässig vorgesehenen Abläufe und in die Seriosität derjenigen, welchen diese Wahlaufgaben zukommt, sollten wir Vertrauen haben. Das hält die Schweiz zusammen.

Vertrauen auf globaler Ebene

Darauf zu vertrauen, dass auf internationaler Ebene das Gute siegt und Konflikte gewaltfrei gelöst werden, wird immer schwieriger. Soll man einem diktatorischen Herrscher in Syrien vertrauen, nur um den Kampf gegen noch schlimmere Gegner zu gewinnen? Soll man ein Land seine eigenen Probleme alleine lösen lassen oder (militärisch) intervenieren? Soll man mit Gewalt diejenigen bekämpfen, welcher nur Terrorgewalt als Instrument kennen? Diese Fragen wirken ungleich bedeutender für die Entwicklung unserer Welt als unsere lokalen und nationalen Probleme. Diese erscheinen klein vor Geschehnissen wie dem Flüchtlingsdrama oder den Terrorakten von Paris. Doch die Grundfrage und -fähigkeit des Vertrauens ist überall dieselbe: Wem vertrauen wir? Wem trauen wir etwas zu?

Vertrauenswürdig leben – bei uns

Nur mit Vertrauen können wir in Sicherheit und Würde leben. Entsprechend bedeutend erachte ich unser System der Bundesratswahlen: Im Rahmen der Eintretensvoten wurde am Wahltag vom 9. Dezember im Bundeshaus daran erinnert, dass weltweit die Schweiz das einzige Land ist, in welchem die Mitglieder der obersten Regierung je einzeln vom Parlament gewählt werden – das ist ein hoher Ausdruck eines persönlichen Vertrauens in jedes einzelne Regierungsmitglied. Und nach erfolgter Wahl erhielt der Gesamtbundesrat von der Bundesversammlung standing ovations: Ein lang anhaltender Applaus als starker Ausdruck der Anerkennung und des Vertrauens.

Wir persönlich können zur Vertrauenskultur beitragen, indem wir in unserer eigenen Welt, in Familie, in Beruf, im Dorf, im Kanton das Vertrauen leben: Vertrauen schenken denjenigen, denen eine Aufgabe anvertraut ist; selber uns des Vertrauens würdig zu erweisen, das andere uns schenken. Dass uns das gelingen möge, wünsche ich allen im neuen Jahr!

Matthias Michel

Die Post ist überall – Gedanken zur Post-Moderne

Das Ringen um unsere Oberwiler Post steht beispielhaft dafür, dass wir funktionierende Strukturen für unser Dorfleben möchten. Das Post-Beispiel lädt uns ein, über unsere heutige Lebens- und Konsumweise zu reflektieren.

Auch ich setze mich mit meiner Petitions-Unterschrift für den Erhalt der Post ein. Ich möchte, dass für unser Dorfleben wichtige Angebote erhalten bleiben. Mit derselben Motivation kämpften wir um einen Sportplatz. Auch ein Lebensmittelgeschäft ist ein solches Angebot. Mit dem Einkauf im Volg können wir selber dazu beitragen (vgl. Seesicht-Beitrag «Wer klug, der kauft in Zug», Dorfzytig Nr. 2-2015, April 2015).

Die Post im Dorf

Widerspruch zum Titel: Die Post ist eben nicht mehr überall! Landauf, landab verschwinden die klassischen Poststellen. Wir nutzen die Post anders als früher, wenn überhaupt noch. Vor 20 und mehr Jahren versendete ich noch wöchentlich Briefe, war bei Auslandsbriefen auf die Beratung auf der Post betreffend der Frankatur angewiesen, erledigte meine Einzahlungen mittels physischer Geldübergabe auf der Post. Dieses Verhalten hat sich radikal verändert. Entsprechend muss sich auch die Schweizerische Post nach neuen Geschäftsfeldern umsehen und ist heute in diversen Bereichen der Informationsverarbeitung und -vermittlung sowie des Handels tätig: E-Commerce, eHealth (elektronische Patientendossiers), SuisseID (elektronische Identifizierungen) und Document Lifestyle Management.

Die Post im Haus

Zunehmend erledigen wir unseren Schrift- und Einzahlungsverkehr von zuhause aus: Sowohl geschäftlich wie privat übernehmen die E-Mail, WhatsApp und andere elektronische Anwendungen weitgehend den Informations-

austausch in Schrift und Bild. Das gilt auch für andere Bereiche: Informierten wir uns früher noch im Reisebüro über Ferienangebote, tun wir das heute am eigenen PC. Billette für Veranstaltungen bestellen und bezahlen wir online. Mit Fug kann man sich deshalb fragen, ob eine eigene physische Poststelle im traditionellen Sinn noch notwendig ist.



Auch die Bücherausleihe können wir heute dank Internet und eReading zuhause erledigen. Kinder müssen sich zum Spielen nicht mehr physisch treffen, sondern sitzen am Laptop und kämpfen allein in virtuellen Spielräumen mit anderen. Wir haben alles im Haus, nicht nur die Post. Das ist unsere «Post-Moderne» – in diesem Zusammenhang natürlich ein Wortspiel. Mit der Postmoderne wird eine Kunst- und Denkhaltung beschrieben, welche Auffassungen der Moderne kritisiert. Ein Element der Postmoderne beinhaltet die Zersplitterung der Gesellschaft in Gruppen und Individuen mit ganz unterschiedlichen Denk- und Verhaltensmustern. Diese Individualisierung wird durch die heutigen digitalen Techniken ermöglicht und gefördert. Sie hat viele Vorteile, in dem wir rund um die Uhr jederzeit, zeitersparend und selbständig viele alltägliche Verrichtungen erledigen können.

Wo geht die Post ab?

Doch verlieren wir nicht auch etwas? Wo bleibt denn die reale Welt, das Tref-

fen von Menschen eben in der Poststelle, beim Einkauf, auf der Strasse, auf dem Spielplatz? Wir merken und ahnen, dass uns vor lauter individuellem Konsum- und Freizeitverhalten in der digitalen Welt die Erfahrung des direkten Austauschs abhandekommt. Das ist mit ein Grund dafür, dass wir uns wehren dafür, dass es nach wie vor Infra-

strukturen für das physische Begegnen gibt – sei es nun ein Spielplatz mit Schaukel und Sandkasten, ein Sportplatz, eine Post. Nach meiner Erfahrung geht die Post nur in der realen, physisch erlebbaren Welt im direkten menschlichen Kontakt wirklich ab! Klar gibt es die Spannung und den Kick am Bildschirm, wenn ich die Rekordpunktezahl meiner Game-Mitspieler übertreffe. Oder wenn ich dank den Verkaufsplattformen im Internet die lang gesuchte Rarität oder den günstigen Gartengrill erworben habe. Oder in Echtzeit am Handy das Ferienerlebnis der Tochter miterlebe. Doch sind wir ehrlich: Abgesehen vom diesem Sekundärerleben bleibt wenig, jedenfalls kein tieferes, befriedigendes Erlebnis. Dieses Erleben geschieht, wenn wir unsere Freundinnen und Freunde, unsere Kollegen und Mitmenschen wirklich treffen. Dass dies möglich bleibt, hängt von uns selber ab: Wir haben die Wahl – nicht nur beim Einkauf im Volg, sondern auch im gesellschaftlichen Austausch.

Matthias Michel

Morgarten: Historisches Ereignis oder politischer Mythos?

In diesem Jahr erinnern wir uns an die Schlacht am Morgarten des Jahres 1315. Historiker fragen sich, was damals genau geschehen ist. Wir können uns fragen, wie wir uns auf dieses «Abenteuer Geschichte» einlassen: Was bedeutet uns Morgarten?

Hinter uns liegt eine prächtige offizielle Feier mit Bundesrat und Patrouille Suisse, mit historischem Umzug und Vorführungen der Armee. Vor uns liegen ein musikalisches Freilichtspektakel, ein Mittelalterfest, ein Tag der Jugend und Lichtinszenierungen. Selbst die Tour de Suisse ist aus historischem Respekt auf ihrer ersten Etappe am Morgarten-Denkmal vorbeigeradelt. Die Schweizerische Post druckt eine Sonderpostmarke. Und das Schweizer Fernsehen hat eine archäologische Ausgrabung vor Ort in Szene gesetzt. Ob so viel Aufhebens muss da schon was los gewesen sein am Tage vor St. Othmar, dem 15. November 1315. Dann soll die «Schlacht am Morgarten» stattgefunden haben.

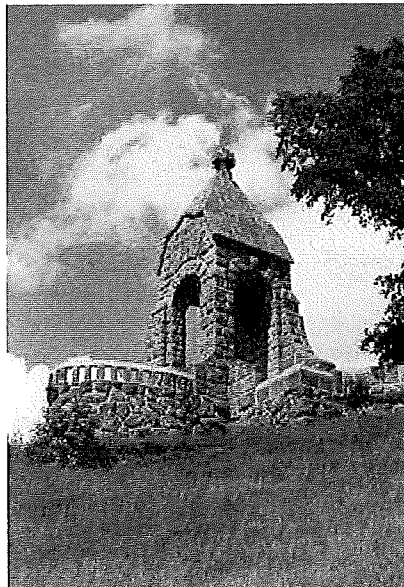
Waren Oberwiler dabei?

Als Oberwiler frage ich mich, ob wir da irgendwie verwickelt waren in dieses Morgarten-Geschehen. Aus dem Schlachtbrief, der jeweils an der jährlichen Gedenkfeier vorgelesen wird, kennen wir Namen einiger der damals Gefallenen:

«Und sind umkommen von den unseren sieben Mann, deren Namen man nicht kennt, die aber Gott wohl weiss, von Uri aber fünf Mann, als da waren Herr Heinrich von Hospental, Ritter Kuonrad von Beroldingen, Rüedi Fürst, Kuonrad Löry und Welty Semann, von Unterwalden aber Heini Wipfly und Peter im Dorf von Stans: von den Fynden aber wurden fünfzehnhundert Reisig erschlagen und dryhundert und fünfzig Sättel gelärt des Adels.»

Selbst, wenn diese Liste Rückschlüsse zulassen würde, was von Historikern bezweifelt wird, finden wir hier keinen Oberwiler unter den Gefallenen. Jeden-

falls nicht namentlich. Wenn schon, wären die Oberwiler auf der Seite der Feinde also der «fünfzehnhundert Reisig» (Reisige waren berittene Dienstleute, welche die Adligen begleiteten). Denn damals gehörten die Zuger noch nicht zu den Eidgenossen (erst ab 1352) und wirkten somit im habsburgischen Heer des Herzog Leopold mit, welcher am 15. November 1315 von der Zuger Burg aus Richtung Morgarten zog.



Das Morgartendenkmal, eingeweiht 1908

War alles anders?

Was dann am Morgarten wirklich geschah und aus welchen Gründen, ist ungewiss. Die eine Theorie besagt, dass Habsburg als Schutzmacht des Klosters Einsiedeln einen Rachezug unternahm gegen die Schwyzer, welche zuvor das Kloster geplündert hatten. Nach anderer Ansicht handelte es sich um einen Herrschaftskampf regionaler Fürsten. Auch der Pfeil von Heinrich von Hüenberg, welcher – über die Befestigungsanlage Letzi bei Arth geschossen – die Eidgenossen vorwarnen sollte, stammt gemäss neuester Erkenntnis der ETH Zürich nicht aus der Zeit von Morgarten. Ebenso wenig kennen wir den genauen Ort des Geschehens. Gerade deshalb gab es vor rund 100 Jahren heftige Irri-

tationen zwischen den Schwyzern und Zugern. Beide Seiten wollten das Morgartendenkmal auf ihrem Boden haben. Die Folge war, dass die Schwyzer Behörden der Einweihung des Denkmals im Jahre 1908 demonstrativ fernblieben. Erst 1940, nach einem Appell von Bundesrat Philipp Etter und im Beisein von General Guisan, sassen die beiden Regierungen von Schwyz und Zug erstmals beim Morgartenschiesse am selben Tisch!

Wollen wir historische Echtheitsbeweise oder Werte?

Wir wissen also wenig über das Ereignis Morgarten, und vieles war anders, als wir lange glaubten. Zerschlägt sich nun deshalb der Mythos Morgarten oder kommt gar unser nationales Selbstverständnis ins Wanken? Ich denke nicht, im Gegenteil: Die Mythen, auf welchen unser nationales Selbstverständnis massgeblich beruht, haben ebenso ihre Berechtigung und Bedeutung wie historische Beweise. Mythen sind Ausdruck einer politischen Geschichte und bergen Wahrheiten und Werte. Und solche Werte und Überzeugungen sind für eine Nation wichtig und wohl wichtiger, als die wissenschaftlich als wahr definierte Realität der Vergangenheit. Oder anders gesagt: Wichtiger als die Echtheit des Pfeils von Heinrich von Hüenberg ist, dass wir uns unserer Werte bewusst werden und spüren, was uns als Gemeinschaft im Dorf, im Kanton und im Bund zusammenhält.

Matthias Michel

Zum Thema:

www.morgarten2015.ch

www.matthiasmichel.ch/cmsfiles/File/Morgartenfeier_2012_Michel.pdf



MORGARTEN
Abenteuer Geschichte

Wer klug, der kauft in Zug – oder sonstwo in der Schweiz

Die Nationalbank schockiert, der Bundesrat scheint machtlos, die Wirtschaft fordert. Frage: Was machen wir Konsumentinnen und Konsumenten? Antwort: Wir können vermehrt im Volg Oberwil einkaufen.

Bereits der Entscheid der Nationalbank vor drei Jahren, mittels milliarden-schweren Interventionen den Frankenkurs gegenüber dem Euro zu stabilisieren, zeigte, wie stark die Schweiz von den Verhältnissen um unser Land herum abhängig ist. Noch stärker zeigt sich das nun, nachdem die Nationalbank Mitte Januar entschieden hat, den Mindestkurs von Fr. 1.20 zum Euro nicht mehr zu halten. Ja, der wirtschaftliche Erfolg der Schweiz der letzten Jahrzehnte gründet massgeblich darauf, dass wir gute Produkte exportieren, und dass wir qualifizierte Arbeitnehmende, wo sie sonst fehlen würden, einwandern lassen.

Erfolgsprinzip erschüttert

Dieses Erfolgsprinzip der Schweiz wurde nun innerhalb eines Jahres in zweifacher Hinsicht erschüttert: Vor einem Jahr verlangte eine knappe Mehrheit des Stimmvolks eine stärkere Steuerung der Einwanderung (Zustimmung zur Masseneinwanderungsinitiative am 9. Februar 2014). Mit einer Begrenzung der Zahl der Einwandernden nehmen wir in Kauf, dass gewisse Branchen unter Druck kommen, künftig nicht mehr dasselbe an unsere Wertschöpfung leisten können und sie im Ausland statt in der Schweiz wachsen. Mit dem Entscheid der Nationalbank und der darauf folgenden Aufwertung des Frankens werden Exporte aus der Schweiz teurer und im Ausland weniger konkurrenzfähig, was zu einer Wachstumsabschwächung und zum Teil zur Verlagerung von Produktionen und Arbeitsplätzen ins Ausland führt. Natürlich können wir in der Schweiz auch bescheidener leben, wenn wir akzeptieren, dass unsere eigenen Haushaltsbudgets in der Familie nicht mehr wachsen und dass die Arbeitslosenzahl steigt. Ich habe jedoch

noch niemanden getroffen, welcher diese Konsequenzen einfach akzeptiert.

Hilfe von der Politik?

Obwohl der Bundesrat vom Entscheid der Nationalbank ebenso überrascht wurde wie wir alle, werden umgehend Massnahmen von ihm erwartet: Die einen fordern wachstumsfördernde Investitionen, die anderen Abbau von Regulierungen, um der Wirtschaft mehr Freiraum zu geben. Zuweilen wird kritisiert, dass der Bundesrat kein Rezept aus dem Ärmel zaubert, um die Schweizer Wirtschaft zu stützen. Doch warum auf den Bundesrat warten? Wir selber können etwas tun, denn wir sind Konsumentinnen und Konsumenten. Wir haben eine gewisse Macht.

Macht der Konsumierenden

Eine verheerende Wirkung eines erstarkten Frankens ist, dass viele im nahen Ausland oder übers Internet einkaufen. Damit wird die Situation von Schweizer Betrieben noch verschärft. Man weiss, dass rund 10 % des gesamten Volumens des Detailhandels im Ausland eingekauft werden. Wenn wir das alles in der Schweiz einkauften, dann würde das einerseits rund 28 000 Arbeitsplätze in der Schweiz schaffen und andererseits mehr als 200 000 Tonnen CO₂ vermeiden.

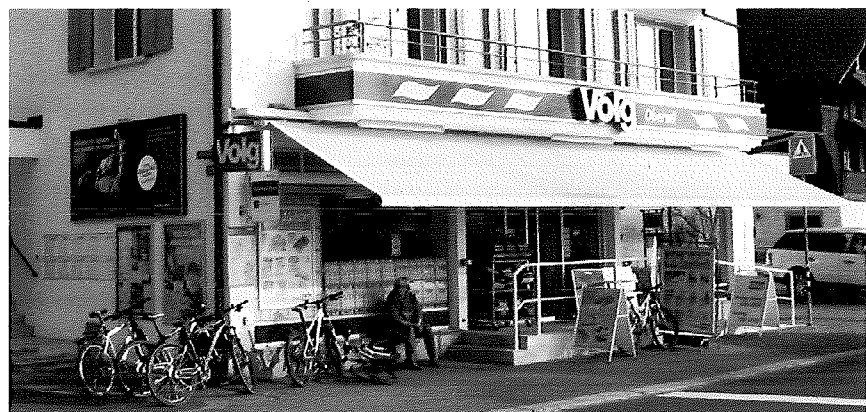
Wir könnten also die Situation des Schweizer Gewerbes und Detailhandels klar verbessern. Dazu gehört auch der

Einkauf im Dorfladen. «Volg ist geil» hiess ein Werbespruch vor einiger Zeit. Zugegebenermassen etwas derb. Doch das wirkt wie ein Hilfeschrei: Bewusst wird «Volg» anstelle von «Geiz» gesetzt, um zum Ausdruck zu bringen, dass es ein kurzfristiges Denken und Handeln ist, sich vom tiefsten Preis (ins Ausland) locken zu lassen. Ein Einkaufskorb im Dorfladen mag im Moment mehr kosten als derselbe im Einkaufshaus in Konstanz. Berücksichtigen wir jedoch einerseits die Umweltkosten, welche die Fahrt nach Konstanz verursacht, andererseits die indirekten Auswirkungen, dass der Umsatz, damit Wertschöpfung und Arbeitsplätze im Ausland statt bei uns gestärkt werden. Wer weiter denkt, kauft also in der Schweiz ein; wer klug, bei uns in Zug. Und wir im Volg Oberwil! Dies nach dem Motto «Aus der Region – für die Region». Und einer der besten Texte von Peach Weber ist sein Loblied auf den Detailladen Volg, das er kürzlich unter dem Titel «Sparerei und ihre Folgen» publiziert hat: «Gehen Sie jeden Tag in den Volg, kaufen Sie auch sinnloses Zeug, unterstützen sie diese kulturelle Leistung. Lieber Volg, du hast einen Preis verdient!»

*Matthias Michel
Foto Ueli Berger*

Zum Thema:

www.in-der-Schweiz-gekauft.ch
www.peachweber.ch/kolumneA16.htm



Zeremoniell der Ungekrönten

Zur Wahl der Kantonsrats- und Regierungspräsidien

Nach den Gesamterneuerungswahlen werden anlässlich der Konstituierung des Kantonsrates jeweils das Präsidium des Kantonsrates und die Person des Landammanns gewählt. Es ist dies ein feierliches Zeremoniell zwischen demokratischer Bodenständigkeit und der Feierlichkeit einer Krönung. Freilich ohne Könige und Königinnen.

Wir beginnen nun im Kanton Zug eine neue vierjährige Legislatur. Beide Räte – Kantonsrat und Regierungsrat – haben neue Vorsitzende. Deren Wahl findet jeweils im Dezember statt und folgt einem traditionellen Ritual. Es ist voraussehbar, welche Person Präsidentin oder Präsident des Kantonsrates und Herr oder Frau Landammann wird. Es gibt somit keine Überraschung. Und die Macht dieser Präsidien ist sehr beschränkt – es gibt in unserer Schweizer Demokratie keine Könige oder Königinnen.

Wahl der Machtlosen

Bevor wir zu diesem Zeremoniell kommen, rechtfertigt sich die Analyse, weshalb und wie denn die Macht eines Landammanns (oder auch eines Bundespräsidenten) beschränkt ist. Gewisse Mechanismen sorgen dafür, dass in der Schweiz ein einzelnes Behördemitglied keine zu grosse Macht erhält. Um die Herrschaft kleiner Könige und Königinnen in den Exekutiven von Bund, Kanton und Gemeinden zu verhindern, sorgen folgende Elemente:

- Konkordanzsystem: Die Regierung wird nicht von einer einzigen regierenden Partei bestellt, sondern besteht aus einer dauernden Koalition mehrerer Parteien.
- Der Landammann oder auch der Bundespräsident ist nur Primus inter Pares und hat keinen stärkeren Einfluss auf Entscheide als jedes andere Regierungsmitglied.
- Das Regierungspräsidium ist in der Regel einer Rotation unterworfen: Beim

Bund und in der Mehrheit der Kantone wechselt das Präsidium jährlich (zum Teil alle zwei Jahre) nach einer definierten Reihenfolge.

Die Funktion des Bundespräsidenten oder im Kanton des Landammanns beschränkt sich darauf, die Regierungssitzung zu leiten und den Kanton gegen aussen zu repräsentieren.



Bild srf

Beständigkeit des ungeschriebenen Rituals

Trotz dieser beschränkten Macht ist die Wahl der Ungekrönten im Kantonsratsaal ein Zeremoniell. Eine der treffendsten Beschreibungen dieses Wahlrituals stammt von Hans-Ulrich Kamer, welcher in seiner 28-jährigen Zeit als Kantonsrat ein wacher Geist mit spitzer Feder war:

«Höhepunkte im Ratsbetrieb sind die Wahlsitzungen, in denen der Ratspräsident, der Vizepräsident, der Landammann und der Statthalter gewählt werden. Das Zeremoniell ist hölzern und nicht selten unfreiwillig komisch. Sobald ein Neugewählter der Urne entstieg, dankt er pflichtgemäss gerührt für das ihm entgegengebrachte – von den Fraktionen vorher abgesprochene – Vertrauen und versichert, dass die Ehre nicht nur ihm gelte, sondern auch seinen Vorfahren, seiner Heimatgemeinde, seiner Familie, seiner

Partei, seiner Fraktion und allfälligen weiteren geselligen Vereinen, die seinen Aufstieg ermöglicht oder gefördert haben. Wenn dann auch noch Blumensträuße hereingetragen und im Blitzlichtgewitter der Fotografen überreicht werden, kulminiert die Feierlichkeit in unbeholfenen Rührszenen.»
(Hans-Ulrich Kamer in Wort & Schrift, Zug, 1997).

Und am Abend dieses Wahltages werden dann die Gewählten in und von ihren Wohnsitzgemeinden unter Mitwirkung der Vereine bei Schmaus und Trank tüchtig gefeiert. Dieses Ritual läuft noch heute ungefähr so ab wie vor Jahrzehnten. Es ist weder in Gesetzen noch sonst wo aufgeschrieben – und wohl deshalb so beständig.

Was eigentlich gefeiert wird

Selber vor vier Jahren zum Landammann gewählt, fragte ich mich vor so viel Ehrerbietung: Feiern wir wirklich eine Person, die ja eigentlich wenig Macht hat? Ich kam zum Schluss, dass wir noch etwas anderes, von der gewählten Person Unabhängiges feiern. Wir nehmen die Neukonstituierung des Kantonsrates sowie die Wahl dessen Präsidenten und des Landammanns zum Anlass, das Funktionieren unserer demokratischen und rechtsstaatlichen Institutionen zu feiern. Das ist nicht selbstverständlich: Viele Staaten dieser Erde, viele davon im Osten und Süden, kämpfen noch um ihr Verständnis und ihre Form als Rechtsstaat. Viele dieser Staaten haben eine lange Fremdherrschaft von aussen, dann von autoritären Regimes im Innern geprägte Geschichte hinter sich. Viele solcher Staaten schauen auf die Schweiz als Vorbild eines Rechtsstaates. Mit unseren Wahlzeremonien freuen wir uns also, dass wir in der Schweiz eine funktionierende Tradition des Föderalismus, der Gewaltenteilung und der Demokratie haben. Das ist eine Feier wert!

Matthias Michel

Oberwil – die goldene Mitte

Die Bekenntnisse aus der Umfrage sind klar: Oberwil ist ein richtiges Dorf, in dem man sich kennt und grüsst. Wir fühlen uns integriert und zuhause. Weshalb ist dieser Heimat- und Integrationsfaktor kein Standortfaktor bei wissenschaftlichen Ranglisten?

Ein Ehepaar wird zitiert, es habe in Oberwil seine «goldene Mitte» gefunden. Gemeint primär geografisch, aber nicht nur: Viele Aussagen zeigen, dass Oberwil gut liegt, zwischen Stadt und Land, See und Berg. Und dass sich viel Gutes in dieser goldenen Mitte trifft: Schule, Kirche, Vereine, Post, Gewerbe. Es ist offenbar stimmig in unserem Dorf.

Etwas Naturgegebenes

Vieles ist uns von der Natur geschenkt: Landschaft, Wald, See. Wir können dazu Sorge tragen. Etwa indem die Raumplanung dafür sorgt, dass nicht in die Landwirtschaftszone oder in den Wald hinein gebaut wird, sondern im Zentrum. Schnell wird auch der Mensch zum Kultivator. Schönes Beispiel sind die Weinreben, welche oberhalb des Bröchli in Anlehnung an eine alte Tradition wieder neu kultiviert werden.

Etwas Irrationales

Neben der goldenen Mitte gibt es den «goldenen Schnitt». Das ist eine Proportion, welche als stimmig erachtet wird und die in Architektur und Kunst Anwendung findet. Interessanterweise kann dieser goldene Schnitt nur geometrisch bemessen werden, nicht zahlenmässig: Das Verhältnis, das den goldenen Schnitt bezeichnet, ist kein genauer Bruch, sondern eine irrationale Zahl, somit dem Rationalen nicht mehr zu-



gänglich. Das passt: Was unser Dorf für uns ausmacht, ist nicht nur rational zu beschreiben, sondern hat mit nicht messbaren Faktoren zu tun: Aufgehobensein, Heimatgefühl, Integration. In unserer kleinräumigen Umgebung entstehen menschliche Verbindungen. Hier teilen wir Freud und Leid.

Etwas Vergleichbares?

Vor wenigen Wochen wurde in einer Wochenzeitung ein alljährliches Standort-Ranking von mehr als 900 Schweizer Gemeinden publiziert. Sechs Zuger Gemeinden rangieren unter den ersten zehn! Das ist erfreulich, wird doch hier gesamtschweizerisch die Attraktivität von Wohngemeinden gemessen. Messbar sind Arbeitsplätze, Arbeitslosen-zahlen, Steuerertrag, Immobilienpreise, Bildungsabschlüsse, Firmegründungen usw. Es fällt auf, dass in unserer

Oberwiler Umfrage solche Faktoren nicht erwähnt werden. Natürlich sind Infrastrukturen wichtig (öV, Schule usw.). Dann geht es aber wesentlich um **Men-schliches**, das in den wissenschaftlichen Bewertungen und Rankings nicht erfasst wird. Nämlich alles, was mit nachbarschaftlichen Beziehungen, Integration im Dorf und somit auch Beheimatung zu tun hat.

Bei diesem «Heimat- und Integrationsfaktor» ist Oberwil top! Diese zutiefst menschlichen Faktoren hängen davon ab, ob und wie wir uns alle in unsere Gemeinschaft im Quartier und im Dorf hineingeben. Hier können alle dazu beitragen, dass der eigene Wohnort lebenswert ist!

Matthias Michel
Foto Ueli Berger

Aussagen zur Umfrage siehe Seite 2.

Dörfliche Verankerung und Weltoffenheit

Die in dieser dorfzytig präsentierte Umfrage geht auf Fragen der Identifizierung mit unserem Wohnort zurück (vgl. «Zuger Identität», dorfzytig Nr. 2/2013). Die Antworten beziehen sich auf die Qualität von Oberwil als lebenswertes Dorf. Sie zeigen einerseits die erfreuliche Verankerung im Dorf. Andererseits ist das Zuger Selbstverständnis von Weltoffenheit geprägt.

Schliessen sich Verankerung im Dorf einerseits und Weltoffenheit andererseits aus? Nein, ganz und gar nicht. Eine starke Verankerung in der eigenen Heimat ermöglicht erst, auf andere und anderes zuzugehen.

Globalisierung

Gemäss vielen Studien gehört die Schweiz zu den globalisiertesten Ländern der Welt. Oft wird dabei nur auf den wirtschaftlichen Aspekt geschaut: So ist zum Beispiel mit Europa die wirtschaftliche Verflechtung (gegenseitige Handelsvolumen und Investitionstätigkeiten) sehr hoch. Unter diesem Titel setzt sich sogar eine sehr schweizorientierte Vereinigung für Weltoffenheit ein: Die «Aktion für eine unabhängige und neutrale Schweiz» (AUNS) propagiert eine «weltoffene Wirtschaft» bzw. einen globalen Freihandel. Diese Vereinigung entstand aus der Opposition gegen den Beitritt der Schweiz zur UNO (im Jahr 1986). Daraus ist erkennbar, dass hier die Weltoffenheit nicht umfassend gemeint ist, sondern sich auf das Wirtschaftliche beschränkt. Ich verstehe Weltoffenheit jedoch als Haltung, welche umfassender ist und neben der wirtschaftlichen eine gesellschaftliche und ökologische Dimension hat.

Weltmeister der Weltoffenheit

«Die Schweiz – Weltmeister der Weltoffenheit» titelte in diesem Sommer eine Sonntagszeitung mit dem Beispiel der Schweizer Nationalmannschaft, welche überdurchschnittlich viele Spieler mit ausländischen Wurzeln hat. Gilt diese Weltoffenheit über die Zusammensetzung unserer Fussballmannschaft hinaus? Die ist jedenfalls der Anspruch, wenn man unseren höchsten Repräsentanten zuhört. So hat Didier Burkhalter sein

Jahr als Bundespräsident unter das Motto «Die Schweiz und die Welt» gestellt. In seiner Neujahrsansprache sagte er: «Die Schweiz und die Welt sind sich nicht fremd». Aus der Romandie stammend und in seiner Funktion als Aussenminister ist Bundespräsident Burkhalter als weltoffener Mensch bekannt. Aber auch Bundesrat Ueli Maurer präsentierte vor einem Jahr die Schweiz an der Vollversammlung der UNO als



© Keystone / Oliver Bom

weltoffenes Land, um Genf als Sitz der Vereinten Nationen zu propagieren. Und noch stärker als die wirtschaftliche Verflechtung sind weitere Bereiche: Auch betreffend Ideenaustausch und politischer Zusammenarbeit gehört die Schweiz gemäss Studien zu den Spitzenländern des globalen Austauschs.

Oder blosser Werbegag?

Doch es gibt auch andere Erfahrungen. Ein Auslandsredaktor einer Schweizer Tageszeitung hat als Deutscher zu viele negative Erfahrungen in seiner Umgebung gemacht, so dass er nach Deutschland zurückkehrte. Seine Abrechnung tönt bitter: «Wir haben erst später verstanden, dass die Weltoffenheit der Schweiz ein Werbegag von Schweiz Tourismus und Swatch war. Denn die Internationalität, das Kosmopolitische in diesem Land spielt sich nur in kleinen Einheiten ab, bei den Bankern, in internationalen Kirchengemeinden, bei den UNO-Leuten in Genf. Der Rest ist Bergtal geblieben.»

Offenes Oberwil

Ja, wie steht es nun mit Zug oder Oberwil? Unser Kleinkanton ist besonders national und international verflochten. Nicht von ungefähr wohnen Menschen aus mehr als 140 Nationen in unserem Kanton. Bereits vor Jahrhunderten war unsere Gegend den Reisenden positiv aufgefallen. Der im 16. Jahrhundert durchreisende Chronist Renward Cysar schrieb, dass Zuger «in Handel und

Wandel fründlich und dienstig» seien. Anlässlich der Feier der 650-jährigen Zugehörigkeit unseres Kantons zur Eidgenossenschaft im Jahr 2002 bezeichnete der damalige Bundespräsident die Zugerinnen und Zuger als «weltoffen, ohne die Identität zu verlieren». In Medien kommt dasselbe zum Ausdruck, wenn bei unserem Kanton von der «Mitur von Provinzialität und Weltoffenheit» (NZZ) oder der «bodenständigen Weltoffenheit» (Weltwoche) geschrieben wird.

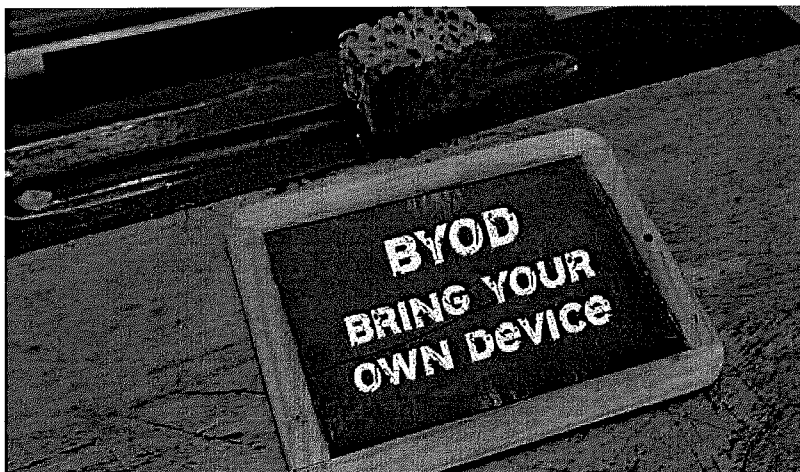
Ich denke, dass wir in Oberwil uns diese Beurteilungen auch zuschreiben dürfen. Wir sind einerseits dörflich verankert, andererseits weltoffen. Das ist kein Gegensatz, im Gegenteil. Zutreffend schreibt eine Oberwilerin in der Umfrage: «Du weisst, dass du Oberwiler/-in bist, wenn du hier aufgewachsen bist und die Neuen willkommen sind.»

Matthias Michel

Von der Schiefertafel bis zum Chip-Piercing

Kürzlich feierte die Schule Oberwil ihre 100 Jahre. Damals schrieben die Schulkinder noch auf ihre eigenen Schiefertafeln. Heute bringen sie stattdessen ihre Smartphones mit – bring your own device (BYOD), heisst der Trend. Weitergedacht, kann die technologische Entwicklung ganz schön unter die Haut gehen!

Vor hundert Jahren hatte jedes Schulkind seine eigene Schiefertafel mitzubringen. Als Überbleibsel davon konnte meine Generation noch die plastifizierte Schreiftafel, die beschrieben und wieder geputzt werden konnte.



Zur Anfangszeit waren die Schulen spärlich ausgestattet; die Eltern bezahlten sogar ein Schulgeld zur direkten Entlohnung des Schulmeisters. Erst mit der Zeit übernahm der Staat die Bezahlung von Lohn und Schulmaterial. Teuer wurde dies mit dem Informatik-Zeitalter: Ganze Schulzimmer wurden mit PCs aus- und nachgerüstet.

Bring your own device

Heute zeigt sich eine neue Tendenz: Fast jede/r Jugendliche besitzt heute mobile Kommunikations- und Informationsgeräte wie Smartphones und Tablets. Die Schulen beginnen zu entdecken, dass diese mobilen Geräte nicht nur zum persönlichen Networking und zur Unterhaltung dienen können, sondern auch zur Wissensvermittlung und zum aktiven Lernen.

Entsprechend können diese persönlichen Geräte auch schulisch genutzt werden nach dem Motto: Bring doch dein Gerät selber mit – bring your own device (BYOD)! Das Prinzip ist somit dasselbe wie dasjenige der selber mitgebrachten Schiefertafel vor 100 Jahren; nur das Gerät ändert.

Einverleibung der Geräte

Zugegeben: Ein Smartphone zum Lernen ist schon etwas handlicher und cooler als eine Schiefertafel. Schon vor einer Generation sind die ursprünglichen Grosscomputer zu Heim-PCs geschrumpft und heute können wir

chips denken. Diese Art der Kennzeichnung wird wie folgt beschrieben (<http://de.wikipedia.org/wiki/Tierkennzeichnung>):

«Die Implantierung ist einfach und schnell, es ist keine Betäubung erforderlich. Der Chip ist fälschungs- und manipulationssicher. Der Chip bleibt während des ganzen Lebens des Tieres funktionsfähig, ist beliebig oft ablesbar und wandert in der Regel nicht durch den Körper des Tieres.». Wenn das so problemlos ist, dann ist es bis zur Einverleibung von Minicomputern oder bis zu «Chip-Piercing» beim Menschen nicht mehr weit.

Retten wir unsere eigene Haut!

Solche Zukunftsszenarien gehen unter die Haut. Mein Körper wehrt sich dagegen, selber Teil des weltweiten Informations- und Kommunikationsnetzes zu werden, so automatisiert, dass mein eigener Wille degradiert und ausgeschaltet wird. Höchstens könnte der Wille noch defensiv bremsend wirken und sagen, dass er die Kommunikation und die Informationsflut stoppen will. Doch zum Wesen des Menschen gehört, dass er einen freien Willen hat, der eigenständige auswählt. Und der sich nicht laufend gegen Ungewolltes zur Wehr setzen muss. Ob wir uns Digitaltechnik einverleiben lassen und damit Teil derselben werden, wird somit zur Grundfrage: Vermögen wir uns als Menschen mit freiem Willen noch zu behaupten? Die hängt wiederum von unserem Willen ab. Und so lange dieser noch nicht automatisch durch Digitalbrillen, Kleidercomputer und Chip-Piercings übersteuert wird, möge dieser Wille wirken. Retten wir also unsere eigene Haut!

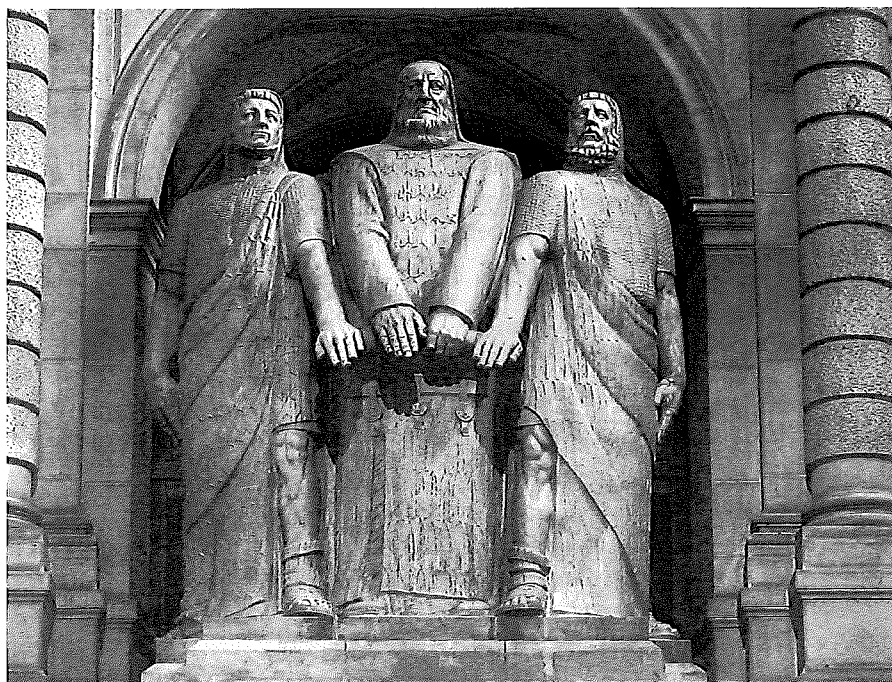
Matthias Michel

dank Mikrotechnologie unsere Computer in der Hosentasche herumtragen. Die Entwicklung geht weiter: Übliche Traggegenstände wie Brillen werden digitalisiert und weltweit vernetzt, so etwa mit «Google Glass»: Die mit einem Minicomputer bestückte Brille liefert übers Internet direkt diejenigen Informationen, welche zum betrachteten Objekt passen. Und bald werden Mikrocomputer auch in Kleider eingewoben werden, um der Trägerin oder dem Träger laufend und unaufgefordert Informationen zu vermitteln (sogenannte «Wearables»). Da ist der Schritt nicht mehr weit, dass wir Mikrocomputer und Chips nicht mehr auf, sondern sogar unter der Haut tragen. Bei anderen Lebewesen ist dies ja schon gang und gäbe, wenn wir an die Kennzeichnung von Hunden mittels RFID-Micro-

«Wir wollen sein ein einzig Volk von Brüdern!»

Mit diesem Aufruf beginnt der Rütli-schwur der Eidgenossen gemäss Friedrich Schiller in dessen Schauspiel «Wilhelm Tell». Wie brüderlich gehen wir nach dem Volksentscheid vom Februar 2014 miteinander um? Erschüttert erscheint, was unsere Gründerväter beschworen: «Wir sind ein Volk und einig wollen wir handeln».

Nach dem Volksentscheid zur Masseneinwanderungsinitiative vom 9. Februar sind die Grabenkämpfe ärger als vor der Abstimmung. Es ist weniger das knappe Resultat, als die geteilte Grundhaltung bezüglich unseren Werten, unserer Entwicklung und unserer Position in Europa, welche uns so beschäftigt. Unser Selbstverständnis ist in Frage gestellt.



«Die drei Eidgenossen» von James Vibert, Kuppelhalle des Bundeshauses

Periodische Prüfungen

Ein Blick zurück zeigt: So ungefähr alle zehn Jahre durchfährt eine Verunsicherung unser Land: Im Jahr 1991 war die Stimmbevölkerung ebenso geteilt über den Beitritt zum Europäischen Wirtschaftsraum (EWR) – 50,3% lehnten ihn ab. Zehn Jahre später verschwand unsere nationale Fluggesellschaft Swissair vom Himmel: Mit dem sogenannten «Grounding» landete auch das nationale Selbstverständnis

am Boden. Wenige Monate später teilte sich die Schweiz in Befürworter und Gegner des UNO-Beitritts. Zwar stimmten rund 55% zu, aber fast die Hälfte der Kantone war dagegen und man analysierte eine Polarisierung zwischen Stadt und Land.

Gehören diese polarisierenden Entschiede und Vorkommnisse zwingend zum Schicksal unseres Landes? Unser Land, das ja nicht als sprachlich-kulturelle Einheit, sondern als sogenannte Willensnation kraft des Willens zur Unabhängigkeit und Zusammengehörigkeit gewachsen ist. Es kommt mir vor, als müssten wir diesen Willen jedes Jahrzehnt einmal einer Prüfung unterwerfen.

Gute und schlechte Patrioten?

Bedauerlicherweise hat einer der geistigen Väter der Initiative mit seiner Aussage, die Westschweizern hätten schon immer ein schwächeres Nationalbewusstsein gehabt, das Feuer entfacht. Seither lodert die emotionale Debatte darüber, wer nun der bessere Patriot, die bessere Schweizerin sei. Zwar wurde von seiner Seite besänftigt, diese Kritik sei nicht so gemeint und man solle nicht alles gleich auf die Goldwaage legen.

Doch es wird von Gesinnungsgenossen des Vaters munter weitergemacht: «Wer für den EU-Beitritt ist, kann definitionsgemäss kein Schweizer mehr sein», erklärte etwa der Weltwoche-Chefredaktor Ende Februar.

Den EU-Beitritt befürworte ich auch nicht. Doch es gibt schwer zu denken, dass sich hier jemand anmasszt zu definieren, wer als Schweizer noch bestehe, wer eine gute oder schlechte Patriotin sei. Und dabei wird offensichtlich ein selbst definierter parteiideologischer Massstab angelegt, welcher viele Menschen in unserem Land ausschliesst. Diese Überheblichkeit, diese polarisierende Ausgrenzung ist sicher nicht der Weg, damit wir als Schweiz bestehen.

Chance der Verunsicherung

Doch jede Irritation birgt auch eine Chance. Fragen zu unserem Selbstverständnis können wir neu beantworten: Wie sehen wir unser Land in einer vernetzten Welt? Wie gehen wir unter Landsleuten miteinander um bei grundlegenden Meinungsverschiedenheiten zwischen Romandie und Deutschschweiz, zwischen Stadt und Land? Unser Wille, mit diesen Unterschieden als Nation zusammenzugehören und ein kleines, vielfältiges und dynamisches Land zu sein, ist gefordert. Unsere berühmte Willensnation ist gefordert. «Alle Schweizer sind verschieden – aber sie sind alle Schweizer», ist das treffende Wort unseres Bundespräsidenten. Und gerade jetzt gilt, was die Eidgenossen gemäss Friedrich Schiller beschworen haben: «in keiner Not uns trennen und Gefahr». Es lohnt sich: Ich wünsche mir ein starke, eine ganze Schweiz, zu welcher alle Personen gehören, die – unabhängig ihrer Nationalität – unsere Werte teilen und ihren Beitrag an unsere Gesellschaft leisten. Eine Schweiz, die gerade wegen ihres gesunden Selbstverständnisses offen bleiben kann gegenüber der Welt.

Matthias Michel

Quelle: Friedrich Schiller, Wilhelm Tell
(Schauspiel, 1804)

Bild: Parlamentsdienste, 3003 Bern

Seesicht für alle!

«Es lächelt der See, er ladet zum Bade» – so beginnt Schillers Drama «Wilhelm Tell». Uns Oberwilerinnen und Oberwilern lächelt der See auch zu. Wenn nicht zum Bade, dann lädt er uns ein zur Seesicht. Auch im übertragenen Sinn. Einige Gedanken zu See- und Einsichten.

Der Beginn eines neuen Jahres lockt uns, (hoffentlich) frohgemut in die Zukunft zu schauen. Wir haben noch Aussicht auf Neues, Schönes, noch nicht Bearbeitetes, noch nicht Erlebtes. Wir haben eine Perspektive. Mit dem Jahreswechsel gehen wir auch in uns, versuchen zu verstehen, wo wir stehen. Im besten Fall gewinnen wir neue Einsichten oder revidieren alte. «Seesicht» – hat auch mit der Sicht auf Horizonte, auf die Ahnung des Dahinter zu tun.

Seesicht jubiliert

Vor mehr als zehn Jahren habe ich mit meinen «Seesicht»-Kolumnen begonnen. Sie sind ungezählt – die 25. Ausgabe ist sicher schon vorbei, die fünfzigste mag kommen. Wie auch immer: Ich jubiliere, weil es immer eine Freude war zu schreiben. Der Titel «Seesicht» verheisst, dass wir uns Raum geben für Gedanken, für Themen, die wir vielleicht noch nie unter dem einen oder anderen Aspekt betrachtet haben. Und in der Vorbereitung darauf, haben das Material, aus welchem die Texte dann wuchsen, auch mir viele Einsichten gebracht. Sei es in die Oberwiler Geschichte («Gewerbe im Wandel»), in unseren Dorfcharakter («Oberwiler Seemeile», «Dorfcharakter erhalten»), in unser Zusammenleben («Eigenwohl und Gemeinwohl», «Jazz-Night», «Stierenmarkt»), in Wertfragen («Wertgrenzen oder Grenzwerte», «Oberwiler Kirchturm»), in staatliche Mechanismen («Wie viel Staatsgelder im Sport?»), in unsere Sagenwelt («Mülibachwiib und Tüüfelsstei»), in unsere Identität («Zuger Identität», «Zuger Chriesi»).

Seesicht im Trend

Plötzlich treffe ich überall auf Seesichten: Eine Ausstellung im Doku-Zentrum Zug plakatiert damit (vgl. Illustration).

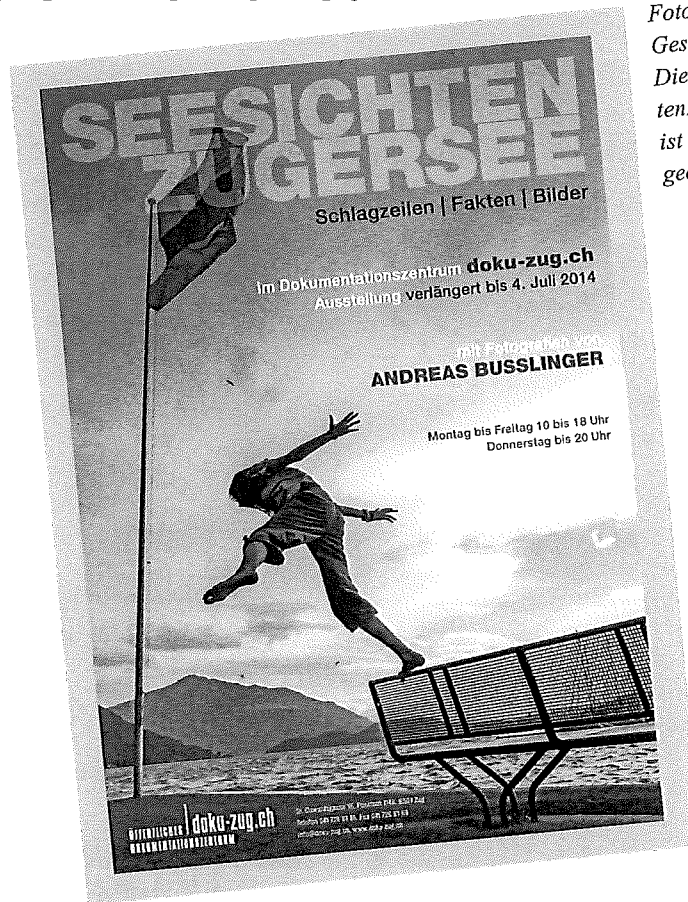


Foto: Andreas Busslinger
Gestaltung: Werner Arnold
Die Ausstellung «Seesichten» im Doku-Zentrum Zug, ist noch bis zum 4. Juli 2014 geöffnet.

Das Kunsthaus Zug mobil präsentierte während der Zuger Messe im Kunst-Container, platziert auf dem Arena-Platz, eine Ausstellung mit diesem Titel. Es gab dort erfrischende Einsichten, so etwa das Modell von Roman Signers «Seesicht»: Es ist dies eine Installation, die am Zuger Seeufer entstehen soll, und mit welcher man vom Land aus über eine geschlossene Treppe in den See hinuntersteigen kann. Mit dieser Unterwasser-Sicht begegnet man den den Fischen – Aug in Aug. Und auf der Aussenhülle des Containers las man Zitate von Zugerinnen und Zuger – Aug in Aug – zum Thema, so etwa «Mit dem See wird viel Politik betrieben» oder «Dass jeder eine Seesicht hat, ist nicht umsetzbar» oder «Seesicht ist etwas Exklusives».

Seesicht für alle

Wenn der See schon so politisch ist und man meint, die Sicht darauf sei exklusiv, formuliere ich mein neues politisches Statement: «Seesicht für alle!» Wörtlich genommen, ist dies bereits

möglich. Es sagt ja niemand, wir müssten nur von unserer Stube aus den See sehen, nein: Unser Seeufer ist fast überall öffentlich zugänglich – ein Gang an den See über Mittag oder am Abend können sich alle leisten. Oder man steigt am Wochenende auf den Wildspitz oder die Rigi; von dort aus liegt uns der See vor Augen bzw. zu Füßen.

Und im übertragenen Sinn können wir uns Seesichten ermöglichen. Gemeint ist, dass wir uns Räume und Perspektiven schaffen, die uns weite Horizonte und ruhige Flächen erkennen lassen. Oder eben Seesicht in Gedanken. Schillers «Es lächelt der See, er ladet zum Bade» können wir also auch so verstehen.

Ich wünsche uns allen viele Seesichten im neuen Jahr.

Matthias Michel

Die bisher erschienenen Kolumnen «Seesichten» können Sie lesen unter:
<http://www.matthiasmichel.ch/profil-publicationen.php>
<http://www.6317.ch/dorfzytig.html>

Vom Schmützli am Tellenörtli

Unser Kanton ist sprachwissenschaftlich ein «hot spot», übersetzt «heisses Pflaschter». Verschiedene Dialektformen treffen bei uns aufeinander und durchmischen sich. Im Winter «schniit's» in Zug und Oberwil, weiter nördlich «schneit's».

Beim Zmorge am Familientisch: «Ich ha tüüf gschlaafe» sagt die Tochter, ich halte dagegen: «Ich ha teuf gschloofe». Spätestens, wenn sie dann die «Butter» auf's Brot streicht, wehre ich mich: «Bi üs heisst das immer no de Anke. Und bi üs i de Schwiiz tüend mir schaffe und nid öppe arbeite!»

Kennen Sie diese Diskussionen? Zum einen wehren wir uns dagegen, dass das inzwischen in der Schule konsequent gesprochene Hochdeutsch auf unseren Alltag übergreift (wie «Butter» und «arbeiten»). Zum anderen sind es verschiedene Dialekte, die in ein und derselben Familie gesprochen werden. Ja, da dringt halt die Sprache der Mutter schon durch, wenn die Kinder «d'Schaaf uf de Straass» sehen und ich «d'Schoof uf de Strooss». Das sind persönliche Grenzerfahrungen.

Zug ist ein Grenzkanton

Ebenso prägend wie die Muttersprache ist das Umfeld, in dem wir aufwachsen. Selber habe ich das typische Solothurnische meiner Mutter nicht übernommen, wohl aber den Dialekt der Stadtzuger: Aufgewachsen knapp ausserhalb der äusseren Stadtmauer, besuchte ich die Primarschule mit dem Hegglin vom Ochsen, dem Acklin von der gleichnamigen Garage, einer Bossard-Tochter vom Zurlaubenhof, dem Bäckerssohn Speck und anderen Zugern und Zugerinnen. Das prägt, auch sprachlich. So war es für mich immer klar, dass es in der Stadt Zug beim Schneefall «uf d'Strooss schniit» und nicht etwa «uf d'Straass schneit».

Im kleinräumigen Zug prallen dann schnell einmal die Dialekte unserer Nachbarn aus Schwyz, Zürich oder Luzern auf unser Zugerdeutsch. Sprachwissenschaftlich wird der Kanton Zug von Dialektgrenzen durchschnitten, pri-



Foto © AMS Agro Marketing Schweiz

mär durch eine Nord-Süd-Grenze: So finden sich in unserem Kanton für Abend sowohl «Oobig» als auch «Aabig», für Morgen «morn» als auch «moore» und für schneien sowohl «schneie» als auch «schniie». Zuweilen liegt sogar Oberwil auf diesen Dialektgrenzen.

Wilhelm Tell am Tellenörtli?

Die Vielfalt der Dialekte im Schweizerdeutsch ist auch dem Tourismus eine Werbung wert. So traf ich in Berlin auf Postkarten, welche den Kuss in verschiedene Schweizer Dialekte übersetzte: «Schmützli, Chuss, Müntschi, Chüssli» usw. Starke Dialektprägungen haben auch unsere Ortsbezeichnungen. Da fragte mich kürzlich eine Kollegin aus Deutschland, welchen Bezug das Oberwiler «Tellenörtli» zum Nationalhelden Wilhelm Tell habe. Es hätte ja wirklich so sein können: Nach dem Schuss auf Gessler in der Hohlen Gasse zu Küsnacht setzt sich Tell in Richtung Zug ab, rudert über den See und vertäut sein Schiff in Oberwil. Doch das ist nicht belegt, im Gegensatz zur wirklichen Herkunft unseres «Tellenörtli»: Das mittelhochdeutsche «telle» bedeutet eine Geländeform, eine Senke, wie wir dies im Wort «Delle» heute noch kennen. Entlang der heutigen Tellenmattstrasse lag diese Senkung und dort liegt der Ursprung unseres Tellenörtli.

Träfe Dialekte

Dass wir vom Hochdeutschen überfahren werden, müssen wir nicht fürchten: In den neuen Medien kommunizieren unsere Jugendlichen ja vornehmlich in ihrem Dialekt. Vieles lässt sich damit direkter und natürlicher zum Ausdruck bringen. Gewisse Autoren haben eine Kunst entwickelt, in unserer Mundart Geschichten und Gedichte zu schreiben. So etwa Max Huwyler, wenn er unter dem Titel «Zuger Jass» schreibt: «De Bode isch Trumpf». Träger lässt sich das kaum ausdrücken. Auch deshalb bin ich motiviert, mich am Familientisch weiterhin für den «Anke» und für «s'Schaffe» stark zu machen. Eben für die Art, wie uns der Mund gewachsen ist. Für unsere Mundart.

Matthias Michel

Quellen:

Hans Bossard, *Zuger Mundartbuch*, Zug, 1962
Helen Christen, Elvira Glaser und Matthias Friedli, *Kleiner Sprachatlas der deutschen Schweiz*, Frauenfeld, 2010.

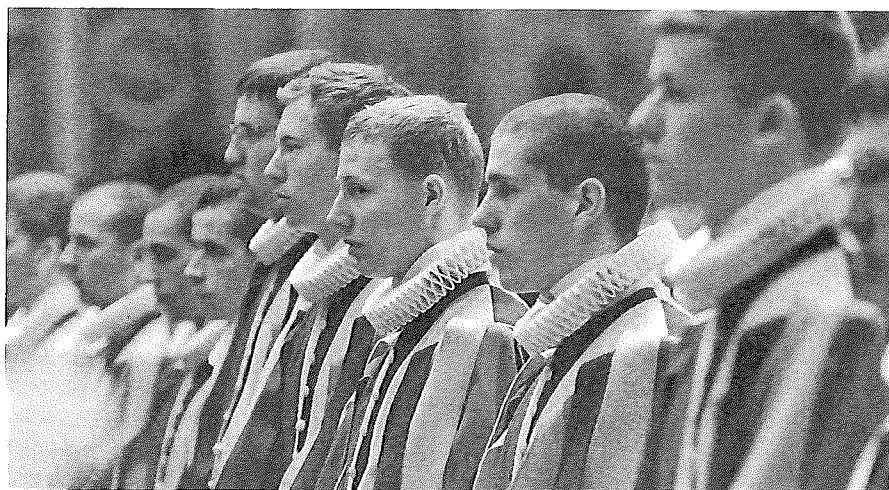
Beat Dittli, *Zuger Ortsnamen, Lexikon der Siedlungs-, Flur- und Gewässernamen im Kanton Zug Lokalisierung, Deutung, Geschichten*. Band 1-5 und Kartenband, Zug 2007.

Max Huwyler, *Föönfäischer, Mundarterzählung/Gedichte*, Bern 1987.

Als Zuger in Rom, als Mensch bei der päpstlichen Garde

Unser Kanton war in diesem Jahr zu Gast an der Vereidigung der jungen Schweizer Gardisten im Vatikan. Das gab Gelegenheit für einen Einblick hinter sonst verschlossene Mauern und Herzen. Und Anlass zu einigen Gedanken.

Wieviel Verbundenheit und Treue zur katholischen Kirche und zum Papst braucht es, um nach Rom zu reisen? Und um die Anfrage der Schweizer Garde anzunehmen, Gastkanton bei deren Vereidigung zu sein und diese damit zu unterstützen?



Solche Fragen kamen im mir hoch, als der Zuger Regierungsrat vor einem Jahr angefragt worden ist, ob Zug diese Einladung annehmen wolle. Ich bin im christlichen Glauben erzogen worden und erlebe mich als religiösen, auch mit der Kirche verbundenen Menschen. Trotzdem beschäftigen mich diese Fragen.

Besuch im Vatikanstaat

Unseren Regierungsbesuch könnte man als rein staatlich-weltliche Angelegenheit betrachten: Der Vatikan ist ein Staat mit seinen Funktionären. So wurden wir vom Protokollchef des Papstes, also des Staatschefs des Vatikanstaats, empfangen. Und eingeladen waren wir von dessen Kleinarmee bzw. Sicherheitsgarde, nämlich der Schweizer Garde. Der Papst hat den Schweizer Regierungspräsidenten, Bundespräsident Ueli Maurer, zu einer Audienz unter Staats-

männern eingeladen. Also eine Angelegenheit zwischen zwei Staaten, hier zwischen den Kleinststaaten Vatikan und Zug.

Jedoch so rein weltlich lässt sich unser Besuch nicht abhandeln, selbst wenn der Akt der Vereidigung der Gardisten wiederum sehr militärisch ablief. Denn bereits mit ihrem Eid schwörten die neuen Gardisten nicht etwa auf den Staat, sondern auf den Papst: Sie bekräftigen ihre Treue zum Papst als Person. Die persönliche Bindung ist somit entscheidend.

direkte persönliche Bindung zu hunderttausend Menschen.

Verbindlichkeit ist gefragt

Links und rechts des Papstes: Zwei Schweizer Gardisten in ihrer farbigen, historischen Uniform mit Hellebarden. Und im Hintergrund solche im Zivilanzug zum Schutz der persönlichen Sicherheit. Diese Gardisten verpflichten sich für eine Mindestdauer von 25 Monaten. Sie gewinnen einerseits eine besondere Berufs- und Lebenserfahrung, schränken sich andererseits während der Zeit ihres Dienstes für mindestens zwei Jahre ein. Sie binden sich mit einem persönlichen Eid auf den Papst und stellen damit das Interesse des Papstes über ihr eigenes. Nicht bloss für einen Moment oder einen Tag, sondern für zwei Jahre. In einer Zeit, in welcher Beliebigkeit und Unverbindlichkeit in Mode sind – viele möchten sich zu jeder Zeit alle Optionen offen halten – erachte ich diese Haltung der Gardisten als höchst bemerkenswert. Mit 20 Jahren, einem Alter, in welchem andere erst noch ihre beruflichen und persönlichen Optionen prüfen, lassen sie sich ein und binden sich. Der Eid als solcher ist zwar freiwillig, doch einmal geleistet, ist der damit verbundene treue Dienst als Gardist verpflichtend. Der Papst mit seiner Art, Menschen direkt anzusprechen und bei ihren Bedürfnissen abzuholen, und die Gardisten mit ihrer Haltung der Verbindlichkeit haben mich beeindruckt und helfen mir: Es geht um die Haltung. Es geht weniger darum, ob wir nun jedes Wort aus Rom auf die Waagschale legen, ob wir jeden Satz verstehen, welcher ein Papst je gesagt hat. Es geht darum, ob ich mich einlasse auch auf einen Papst, und mir helfen lasse, Werte wie die christlichen zu leben. Einander verlässlichen Halt zu sein im Leben, verbindlich zu sein für andere – nicht nur für eine Stunde, sondern für Jahre – das gehört dazu. Ein Papst und das Beispiel der Gardisten können mich dabei unterstützen.

«Ihr seid mutig!»

Ganz persönlich begann auch die Sonntagsmesse auf dem Petersplatz. Zusammen mit weit über 100'000 anderen Personen erlebten wir eine Messe mit dem neuen Papst trotz strömendem Regen. Franziskus begann die Feier wie folgt: «Siete coraggiosi – ich gratuliere Ihnen zu Ihrem Mut, bei diesem Regen auszuhalten und nun zusammen Messe zu feiern!» Mit dieser Anerkennung direkt an die Menschen bezeugte der Papst bereits, was auch in seiner Predigt zum Ausdruck kam: Der Mensch ist ihm wichtig, seine Bedürfnisse, die nach Sprache, Herkunft, Mentalität verschieden sein können. Und verschieden sein dürfe, so der Papst, auch die Art und Weise sein, wie wir unseren christlichen Glauben leben. Mit diesen Worten ertete er einen grossen Zwischenapplaus. Gleichzeitig schaffte er eine

Zuger Identität

Als was fühlen wir uns: Als Oberwilerinnen und Oberwiler, als Zugerinnen und Zuger, als Schweizerinnen und Schweizer, als Einheimische oder Zugezogene, als Europäer oder Weltbürger?

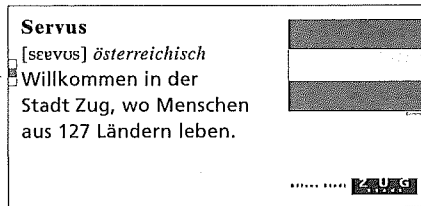
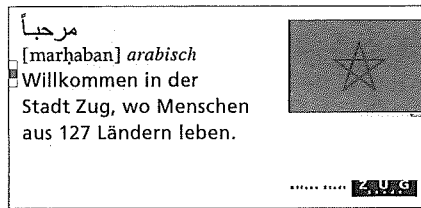
Das sind Fragen nach unserem Selbstverständnis oder unserer Identität. Kürzlich wurde ich von einem Medium in einem Interview gefragt: «Was ist eigentlich die Identität unseres Kantons, hat sie sich geändert?» Provokativ wurde nachgefragt: «Hat unser Kanton ein Identitätsproblem?»

Erhöhte Sensibilität

Solche Fragen sind in letzter Zeit aktueller geworden. Sie offenbaren einerseits eine Verunsicherung: Sind wir noch uns selber? Wird uns die eigene Heimat fremd durch Veränderungen wie z.B. die Zuwanderung? Andererseits führen uns diese Fragen zum Nachdenken darüber, was unsere Eigenart ausmacht, was die zentralen Werte unseres Zusammenlebens sind. Selber merke ich, dass ein grosser Teil der Gedanken, die ich jeweils unter der Kolumne «Seesicht» in unserer dorfzytig veröffentlichten durfte, eben um diese Werte kreisen, um unsere Traditionen und Eigenheiten – kurz: um unsere Heimat. Bereits die Titel dieser Kolumnen deuten dies jeweils an: Oberwiler Jubiläen, Holzgewerbe in Oberwil, Gotthardachse, Oberwiler Kirchturm, Schifffahrt, Oberwil Rebels, Denkmalschutz, Gemeinwohl, Wallfahrt, Stierenmarkt, Mülibachwiib und Tüüfelsstei, Zuger Chriesi, Oberwiler Dorfcharakter.

Zugehörigkeitsgefühl

Es ist wichtig, dass wir uns mit anderen Menschen, Gruppen und einem Ort identifizieren können. Diese «innere Identifikation» würde ich auch als Beheimatung bezeichnen. «Heimat» ist zwar ein altes, aber zugleich auch ein sehr aktuelles Wort. «Verortung» könnte man auch sagen, doch das tönt gar technisch. Insofern ist es auch wichtig, dass wir uns mit einer Nachbarschaft, mit einer Gemeinde, einem Kanton und unserem Land identifizieren können.



Willkommenskampagne 2012 der Stadt Zug, dem «global village»

Ob sich eine Person nun eher als Oberwilerin oder Baarer, als Zugerin oder als Schweizer fühlt, ist sehr subjektiv. Umfragen zeigen, dass sich Schweizerinnen und Schweizer zuerst dem Land, dann der Wohngemeinde und erst als Drittes dem eigenen Kanton zugehörig fühlen (Sorgenbarometer 2012). Für mich sind diese Unterscheidungen nicht so zentral. Wesentlich ist, dass man sich in unserem Staatswesen und unserer Gesellschaft integriert fühlt und auch dafür einsteht.

«Du weisst, dass du Zuger bist, wenn...»

Eine Facebook-Gruppe zeigt das Selbstverständnis von Zugerinnen und Zugern, indem Dutzende von Aussagen gesammelt werden, welche sich auf den Kanton Zug beziehen. Eine Auswahl davon:

«Du weisst, dass du Zuger/Zugerin bist,

- wenn dir Eishockey viel wichtiger ist als Fussball,
- wenn dir Etter mehr sagt als Eichhof,
- wenn du den schönsten Sonnenuntergang der Welt kennst,
- wenn dich die Freiämter und Säuliämter beneiden, ein Zuger zu sein,
- wenn du in 20 Minuten in Zürich oder Luzern bist und, noch wichtiger, wieder zurück,
- wenn dir Begriffe wie Delta, Spanier, Seelike, Galsche, speak2us, Metalli,

LG, I45, Almodo und Rössliwiese etwas sagen,

- wenn du in den Badis keinen Eintritt bezahlen musst,
- wenn du weisst, dass ein «Speekli» absolut nichts mit Fleisch zu tun hat,
- wenn du die Story vom Zuger Alpli kennst,
- wenn du auf dem Zugerberg oder Nollen Skifahren gelernt hast,
- wenn du mit vielen Politikern per du bist und so deine Anliegen direkt einbringen kannst,
- wenn du im Parkhotel an der Bar sitzt mit Gerhard Schröder und Boris Becker.

Identitätsprobleme?

Gerade die beiden letzten Aussagen sind typisch Zug: Wir sind ein «global village», ein Kanton, in welchem dörfliche und kleinstädtische Strukturen und Traditionen herrschen und in dem gleichzeitig Menschen aus der ganzen Welt arbeiten und wohnen.

Wer die dynamische Entwicklung mit ihren Veränderungen als eine Gefahr für unsere Identität betrachtet, sieht primär ein Problem. Wer umgekehrt diese Entwicklung als Teil unserer Zuger Identität annehmen kann, sieht das positiv, wie zum Beispiel auch der Zuger Bühnenstar Marco Rima: «Die Internationalität erfahre ich als Bereicherung. Man kann es mit München vergleichen, das auf der einen Seite bäuerlich, traditionell und konservativ ist und auf der anderen Seite mit grossen Firmen und vielen Zugezogenen auch einen internationalen Zug bekommen hat» (in der Sonderbeilage der NZZ zum Kanton Zug, Mai 2011).

«Du weisst, dass du Oberwilerin oder Oberwiler bist, wenn...»

Machen wir doch unseren Oberwiler-Test: Fühlen wir uns als Dorfbewohner und weshalb? Ich rege an, dass die dorfzytig eine entsprechend Umfrage macht und möglichst viele Antworten dann publiziert!

Matthias Michel
Bild: Stadt Zug

Stabübergabe

Zur Feier meiner Wahl als Landammann haben mich Oberwilerinnen und Oberwiler im Dezember 2010 im Schiff nach Zug begleitet. Die *dorfzytig* illustrierte diesen Empfang in der Ausgabe vor zwei Jahren in Wort und Bild. Und viele Dorfbewohner haben mich seither unaufdringlich in Gedanken gestützt. Diese Begleitung tat gut. Dankbar habe ich mit dem Jahreswechsel den regierungsrätlichen Dirigentenstab dem neuen Landammann übergeben.

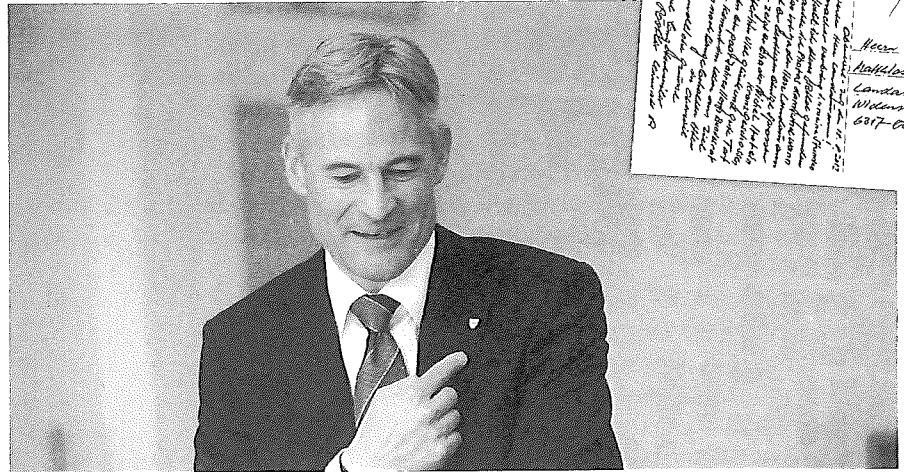
Der Landammann hat eine innere und eine äussere Funktion: Im Innern leitet er das Regierungskollegium; Symbol dafür ist der Taktstock des Dirigenten. Gegen aussen repräsentiert er den Kanton Zug; Symbol dafür ist die Fahne oder das Wappen unseres Kantons.

Dirigent

Anders als bei grossen Orchestern dirigiert der Landammann nur ein kleines Kammerorchester: Ein Regierungskollegium mit sieben Mitgliedern und einem Landscheiber (bzw. einer Landschreiberin). Anders als bei grossen Orchestern tritt der Regierungsrat selten gemeinsam auf der grossen öffentlichen Bühne auf. Umso wichtiger ist die Arbeit im Innern. Wenn diese gut gelingt, ist dies auch öffentlich spürbar. Mich freut immer wieder zu hören, dass wir eine gute und starke Regierung hätten. Jedem Regierungsmitglied ist bewusst, dass wir auch verschiedene Meinungen haben und intern oft um Entscheidungen ringen, dass wir diese dann aber einheitlich gegen aussen vertreten. Als Landammann versuchte ich, dieses Verständnis der Regierungsarbeit zu fördern. Um mir dessen immer bewusst zu sein, lag in meiner Schublade im Regierungszimmer ein Dirigentenstab. Diesen gebe ich nun gerne an den neuen Landammann, Beat Villiger, weiter.

Fahnenträger

Die äussere Funktion des Landammanns ist es, den Kanton zu repräsentieren. Nirgends habe ich dies so stark erlebt wie an der diesjährigen Olma in St. Gallen. An dieser bedeutendsten



Landwirtschafts- und Gewerbesesse des Landes war unser Kanton (zusammen mit Glarus) als Gast geladen. Der grosse Festumzug durch die St. Galler Innenstadt wurde durch die Behörden angeführt. Hier den Zuger Auftritt anzuführen, neben der Kantonsratspräsidentin in der Zuger Festtagstracht und Hand in Hand mit meiner Ehefrau in der Zuger Sonntagstracht, war ein besonderes Erlebnis. Hinter uns die Vielzahl von Gruppen, welche Zuger Brauchtum und Tradition verkörpern: Von der Zuger Gret Schell, über die Nüssler aus Ägeri bis zur Eichezunft aus Hünenberg und viele andere. Die Bedeutung der Verwurzelung in unserer Heimat wurde mir einmal mehr bewusst. Deshalb habe ich auch gerne das Zuger Wappen für Behördemitglieder angeregt, das wir nun als Anstecker im Revers tragen.

Lokal und global – verankert und offen

Dieses Zuger Wappen ist Ausdruck der Verankerung im Lokalen: Das beginnt mit der Geborgenheit in der Familie. Dann mit dem Aufgehobensein in einer Dorfgemeinschaft, die man kennt, sei es durch die Schule und die Kirche, durch Meitli- und Bueberiege, Oberwil Rebels und Pfadi oder einfach durch den Einkauf im Dorfladen. Diese Verankerung und Verortung spendet Kraft und vermittelte mir die Standfestigkeit, um unseren Kanton auch mit offenem Geist gegen aussen zu vertreten. In einer Welt mit offenen wirtschaftlichen Grenzen ist Offenheit angezeigt, dies primär

Werter Herr Landammann

Als alter Knacker verbringe ich meine Stunden. Irgendwo habe ich dieses Bild gefunden. Gerne betrachte ich Photos dann und wann. Jetzt aber: Das ist ja der Landammann. Politisch hat er bestiegen einige Sprossen. Mit dem Finger zeigt er: Oha, der Michel hat einen Kranz geschossen. Im Amte weiterhin viel Glück und gute Tat. Dann sind Sie in ein paar Jahren Herr Bundesrat. Jeder Mensch kommt im Leben ans Ziel. Bleiben Sie uns noch lange erhalten, hier in Oberwil.

Freundliche Grüsse

Paul Engelschwiler, Alt-Pöstler

auch gegenüber den vielen Menschen, die als willkommene Arbeitskräfte aus anderen Ländern kommen. Dass das Zusammenleben mit ihnen nicht so selbstverständlich ist, zeigen Spannungen und auch Angstgefühle, dass sich unsere anvertraute Heimat so verändern könnte, dass wir uns nicht mehr heimisch fühlen. Ich verstehe diese Gefühle. Gleichzeitig glaube ich, dass wir auf diese Gefühle nicht mit Abgrenzung und Einigelung reagieren sollten, sondern dadurch, dass wir uns auf Einwandernde einlassen und sie bei uns heimisch werden lassen. Auch von ihnen erwarte ich dieses Einlassen auf unsere heimische Gesellschaft und Kultur. Ich danke allen, die mich in unserem Dorf in meiner Zeit als Landammann mitgetragen und mir so die nötige Verankerung gegeben haben.

Matthias Michel

Foto: Paolo Foschini

Warum in die Ferne schweifen?

Sommerliche Gedanken zu Nähe und Distanz

Der Sommer lädt ein zum Verweilen in Oberwil, aber auch zu Abstechern in ferne Länder. Wir tragen beides in uns: Heimatverbundenheit und Fernweh. Die Sommerpause lädt ein darüber nachzudenken.

«Warum in die Ferne schweifen? Sieh, das Gute liegt so nah!» Alle kennen dieses Sprichwort von Johann Wolfgang von Goethe: Zu oft suchen wir zu weit statt zu erkennen, dass eine gute Lösung vor unseren Augen liegt. Zur Sommer- und Ferienzeit stellt sich die Frage wörtlich: Warum in die Südsee reisen, wenn uns der südlich anmutende See vor Augen und Füssen liegt? Weshalb ein Trekking in Nepal, wenn Touren in den Schweizer Bergen locken? Beides hat seine Berechtigung: Nähe und Distanz. Gerade im Sommer treffe ich viele Leute, die ganz bewusst in unserem Kanton und Land bleiben. Andere nutzen mehrwöchige Ferien, um eine weitere Distanz in ein fernes Land zu überwinden.

Paradies Oberwil

Unser Tellenörtli lädt ein zum Verweilen: Ein grünes Delta mit altem Baumbestand, grosszügiger Spiel- und Liege-raum, Sand und Kies zum Spielen. Die einzige Feuerstelle vereinigte schon viele Gruppen und Familien, da man auf demselben Feuer brätelte und das Bier in demselben Brunnenbach kühlte. Und was jeder Ferienprospekt für die Südsee verspricht, nämlich das direkte Erlebnis des warmen, smaragdgrünen Wassers, die Anlegestelle für Segelsportler, Fischgerichte bei kühlem Wein usw. können wir im Garten des Restaurants «Kreuz» oder auf der Seeterrasse des «Rigiblick» erleben. Zugegeben: Das Tauchen in der Karibik wird einem Vielfältigeres und Bunteres vor die Brille bringen als hier; ausser man findet gerade eine römische

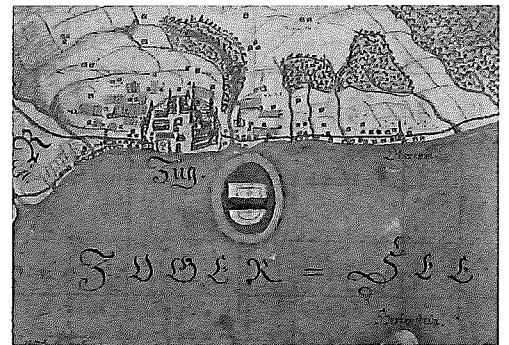
Münze oder eine spätmittelalterliche Waffe, wie etwa den «Excalibur aus dem Zugersee». Dieses Schwert, während den letzten Monaten ausgestellt in der Zuger Burg, wurde wirklich in Oberwiler Küstengewässern entdeckt.

Ferienland Schweiz

Diesen Sommer staunte ich wieder einmal über die Schönheit und Vielfalt der Schweiz auf kleinstem Raum. Da finden sich lieblich gelegene Rebberge und Getreidefelder zwischen Wald und See entlang des Neuenburgersees, beste Architektur in den entlegensten Bündner Tälern und spektakuläre Bergwege zwischen Gleschter und Fels im Urnerland. Wir erleben südländischen Charme im Tessin, berglerische Eigenart in den Alpentälern, die Leichtigkeit des Seins in der Romandie. Natur pur, Kultur pur, Ambiente pur. Zuerst schmunzle ich, als ich in der Albert-Heim-Hütte im Urserental einen Weg Richtung Furkapass mit «Nepali Highway» bezeichnet sehe. Doch in der Tat: Auf dem steinigen Bergweg zwischen letzten Moosen und Flechten und Gletscherwasser in Anblick der Bergspitzen wähnt man sich auf einem Trekking in Nepal, oder mindestens dem, was ich mir darunter vorstelle.

Distanz in der Nähe

Ja, richtig, das ist ein Loblied auf Ferien in unserem Land, ein Plädoyer fürs Entdecken des Schönen in der Nähe. Doch auch ich habe das Fernweh in mir und verstehe den russischen Autor Leo Tolstoi, wenn er schreibt: «Folgte man aber dem Drängen, es zöge einem immer weiter in die Ferne» (Tagebücher, 1857). Wir drängen fort, wollen Abstand gewinnen. Gerade in den Ferien. Distanz von der Arbeit und vom Gewohnten. Abgesehen davon, dass wir Neues erleben wollen. Von daher betrachtet, kann



Karte von Hans Conrad Gyger aus dem Jahre 1667

unser Wohnort noch so schön sein. Wir wollen weg! Richtig ist aber sicher sich zu fragen: Möchte ich eine fremde Kultur erleben? Brauche ich die Faszination einer pulsierenden fremden Stadt? Oder möchte ich einfach auf Distanz gehen? In diesem Fall ist das Abstandnehmen und Ausschalten keine Frage von Kilometern oder weiten Flugreisen. Man kann in nächster Nähe Orte zum Ausspannen finden.

Goethe in Oberwil

Interessanterweise hat ja gerade Goethe den zu Beginn zitierten Sinnspruch geäussert, dass man das Gute in der Nähe finde. Er, der ein grosser Reisender war. Bekannt ist seine Italienreise. Und dreimal bereiste er die Schweiz – darunter im Jahr 1797 auch unsere Gegend: «Dann erscheint eine angenehme Fläche am See, mit fruchtbaren Höhen begrenzt, ein weitläufiges Dorf Oberwil», schreibt Goethe über unser Dorf. Doch im Original, heisst der eingangs erwähnte Sinnspruch nämlich: «Willst du immer weiterschweifen? Sieh, das Gute liegt so nah!» Auch Goethe meint also, man solle und dürfe ausschweifen, also wegreisen. Aber «immer weiter» bringe nichts und verberge den Blick vor dem Schönen und Guten zuhause.

Matthias Michel

Mülibachwiib und Tüüfelsstei

Sagen sind mit Orten verbunden. In Oberwil mit dem Mülibach und dem Tüüfelsstei. Diese Verortung ist eine wichtige Funktion von alten Geschichten und Bräuchen.

Das Oberwiler Mülibachwiib gab mir in der letzten Seesicht Anlass, über die Bedeutung von Sagen, Traditionen und Bräuchen in der globalisierten Welt nachzudenken (Vom Mülibachwiib in der globalisierten Welt, *dorfzytig* 2-2012). Zunehmend wird erkannt, dass dieses sogenannte immaterielle Kulturgut notwendig ist zur Wahrung lokaler, regionaler und nationaler Identitäten in einer wirtschaftlich globalisierten Welt. Darin wollen und müssen wir uns zu-rechtfinden. Verortung ist deshalb ein treffender Begriff dafür.

Verortung

Die in der Innerschweiz besonders reiche Sagenwelt hat mit bestimmten Orten zu tun. Dies bezeugen unsere Zuger Sagen, die meistens mit bestimmten Orten verknüpft sind. Da gibt es den Geischt im Chämistall, die wilden Ritter von Deiniken, die Toten vom Gubel, s'Schön-Anneli vo Bärchtwil, die Fromme Fraue vo Schönbrunn, d'Häx i de Wissenschwändi, d'Chloschterfrau vo Steihuuse, de hohli Baum z'Mänzige, d'Altstadtmadonna und viele mehr.

Und natürlich unser Mülibachwiib, das, wie jede Oberwilerin und jeder Oberwiler weiss, im Mülibachtobel wohnt. Selbst mir, der ich meine Kinder- und Jugendzeit Zug verbrachte, wurde dies spätestens an der Fasnacht bewusst, als die - inzwischen auch schon legendäre - Oberwiler Guggemusig «d'Mülibachwiiber» die Zuger Innenstadt mit ihren schaurigen Klängen heimsuchten.

Fromme Frauen und wilde Ritter

Neben dem Mülibachwiib gibt es Dutzende anderer Frauen, die Inhalt von Sagen und Legenden sind. Da hört man von frommen Frauen wie von unglücklichen Mägden, die ihr uneheliches Kind oder sich selbst ertränkten. Und man liest von Hexen wie von



schönen Jumpferen, welche den Burschen den Kopf verdrehten. In diesen Schilderungen sind oft die Männer die Gejagten, Heimgesuchten, zum Narren Gehaltenen. Man gewinnt den Eindruck, dass vor allem Männer diese Geschichten weitererzählten und dabei wohl oft noch eins drauf gaben. Es fällt doch auf, dass aktive Männer als Sagengestalten sich in der Figur der Burgherren oder Ritter erschöpfen: de Wildeburger, d'Ritter im Aegerisee, de spöttisch Ritter.

Teufel und Hexen

Sehr präsent in den Sagen sind Teufel und Hexen. Die ersteren werfen mit Feuer und Steinen um sich, die letzteren sind oft (nach einem Hexenprozess) oft Opfer von Feuer. Auch in Oberwil hat der Teufel seine Spur hinterlassen: Wer genau hinschaut, erkennt auf dem Oberwiler Tüüfelsstei den Fingerabdruck des Teufels. Dieser wollte diesen Stein auf die im Jahr 1469 neu eingeseignete Oberwiler Nikolaus-Kappelle werfen. Da just in diesem Augenblick das Glöcklein zur Wandlung erklang, wich aus dem Teufel die nötige Kraft, und der Stein fiel vor ihm auf die Erde, wo er heute noch liegt.

S'Mülibachwiib als Mahnmal

Ein grosser Stein soll auch Ort gewesen sein, wo eine junge Magd ihr uneheliches Kind ertränkt habe. Nach ihrem eigenen Tod wandelte sie durchs Mülibachtobel und jagte denjenigen Bur-

schen Angst und Schrecken ein, die sich über ihre unruhige Seele lustig machten. Wie so manche Sagengestalt ist auch dieses Mülibachwiib Mahnmal für ein tugendhaftes Leben. Zum tugendhaften Leben gehört auch, dass wir Menschen unser Glück zu schätzen wissen. In gewissen Sagen wird der Mensch verurteilt, weil er andere für sein Leid verantwortlich macht, namentlich die dem Menschen wohlgesinnten Zwerge und die hilfsbereiten Erdmannli. Diese Unzufriedenheit des Menschen sei denn auch der Grund, weshalb sich die auf der Baarburg und auf dem Zugerberg einst gesichteten Erdmannli weit in ihr Erdreich zurückgezogen hätten, so die Sage.

Nach dem Eintauchen und Wiederauftauchen aus dieser Sagenwelt frage ich mich: Welche Spuren hinterlassen diese Sagengestalten bei uns, einmal abgesehen vom Abdruck auf dem Tüüfelsstei? Haben Sagen und Legenden in unserer aufgeklärten Welt überhaupt noch Platz? Vielleicht bietet die nächste «Seesicht» Gelegenheit für Gedanken dazu, falls ich bis dann nicht durch Geister verschreckt, durch Teufel verjagt oder durch Irrlichter verstört worden bin.

Matthias Michel

Inhalte und Illustration aus: Zuger Sage. Sage, Legände und Gschichte us em Kanton Zug, von Maria Greco und Brigitt Andermatt, Verlag Victor Hotz, Steinhausen, 09.

Vom Mühlbachwiib in der globalisierten Welt

Jedes Land, jeder Kanton, jede Gemeinde kennt ihre Bräuche, Feste, Traditionen, Sagen. Oberwil kennt unter anderem die Sage vom Mühlbachwiib. In unserer globalisierten Welt ist die Pflege dieses Kulturguts eine Notwendigkeit für uns Menschen.

Das Amt als Regierungsrat und insbesondere Landammann bringt mich zuweilen in Kontakt mit Personen, die in der Welt herumgekommen sind, sei es als Unternehmer oder als Politikerinnen. Kürzlich sass ich am Tisch mit einer Diplomatin aus einem EU-Land. Wir diskutierten die wirtschaftlichen Errungenschaften der Europäischen Union in einer globalisierten Welt. Sie betonte, wie wertvoll sie die verschiedenen Sprachen und Kulturen in der Schweiz erachte. Sie schwärmte von der Appenzeller Landsgemeinde und der Basler Fasnacht.

Lokale Traditionen in der globalisierten Welt

Was die weltgewandte Diplomatin zum Ausdruck brachte, ist bezeichnend. Der Drang nach wirtschaftlichem Wachstum hat die nationalen Grenzen gesprengt. So wurde die Europäische Union ursprünglich als reine Europäische Wirtschaftsgemeinschaft (EWG) gegründet zwecks Gründung eines gemeinsamen Marktes für Güter, der sich später auf den Binnenmarkt mit freiem Waren-, Personen-, Dienstleistungs- und Kapitalverkehr ausweitete. Auch global haben diese Wirtschaftsbeziehungen ein Mass angenommen, das wir heute als Globalisierung verstehen. Parallel dazu erleben wir das Abbild der Welt in unserer eigenen Stube, auf dem eigenen Bildschirm. In diesem globalisierten Umfeld suchen und finden wir Orientierungen auch in unseren Traditionen, den kulturellen, den religiösen, den geschichtlichen. Es ist kein Widerspruch, sondern vielmehr eine menschliche Neigung, in dieser globalisierten Welt eine Heimat, eine Bindung, eine Verortung zu suchen.

Materialismus und immaterielles Kulturgut

Die Globalisierung hat unter anderem zur potenziellen Verfügbarkeit praktisch aller Güter dieser Welt für alle geführt. Wer materiell genügend besitzt, kann über die heutigen Medien vom Konsumangebot der ganzen Welt profitieren. Diesem materialistischen Ansatz steht der Wert des Immateriellen gegenüber. Bezeichnenderweise gibt es eine UNESCO-Konvention «zur Bewahrung des immateriellen Kulturerbes». Diese wurde im Jahr 2003 beschlossen, unter anderem «in Anerkennung der Tatsache, dass die Prozesse der Globalisierung und des gesellschaftlichen Wandels grosse Gefahren für den Verfall, den Verlust und die Zerstörung des immateriellen Kulturerbes mit sich bringen.» Das bringt wiederum dasselbe zum Ausdruck, was die Diplomatin verspürte: Der Mensch braucht Werte, die sich nicht durch Geld definieren. Er braucht kulturelle Werte, die ihm etwas bedeuten, die ihm Verankerung und Heimat geben.

Vielfältiges Kulturerbe in der Schweiz – und in Oberwil

Weil die Schweiz die erwähnte Vereinbarung auch unterzeichnete, begann man aufzulisten, was in unserem Land als «immaterielles Kulturerbe» gelten könnte. Allgemein versteht man darunter lebendige, über Generationen weitergegebene Traditionen und Praktiken, die einer Gemeinschaft ein Gefühl der Identität und der Kontinuität vermitteln. Dies sind beispielsweise Musik, Tanz, Brauchtum, Feste oder traditionelle Handwerkstechniken. Aus allen Kantonen kamen gegen 400 Vorschläge, wovon nun rund 170 in eine «Liste der lebendigen Traditionen der Schweiz» aufgenommen worden sind. Man findet da viel Bekanntes, aber auch Unbekanntes von der Älplerchilbi bis zum Zibelemärit in Bern, von der Basler Herbstmesse bis zum Zuger Stierenmarkt, vom Feldschieszen bis zu den Luzerner Herrgottskanonieren,



vom Wildheuen bis zum Flössen auf dem Ägerisee und vom irdischen Jassen bis zu den Geistergeschichten der Zentralschweiz. Unter diesen Geistergeschichten finden sich auch solche, die bei uns ihren Ursprung haben. So wollte ich nun eigentlich vom Oberwiler Mühlbachwiib erzählen und vom Teufel, welcher seinen Abdruck im Tüüfelsstei hinterlassen hatte. Oder von den diversen Seegeistern, vor welchen wir uns dann bei Beginn der Badesaison achten sollten. Doch bis dann ist noch etwas Zeit. Deshalb: Von den schaurigen Oberwiler Sagen werden wir in der nächsten Ausgabe unserer *dorfzytig* hören.

Matthias Michel

Illustration von Brigitt Andermatt zur Sage «Mühlbachwiib», aus: *Zuger Sage. Sage, Legände und Gschichte us em Kanton Zug*, von Maria Greco und Brigitt Andermatt, Verlag Victor Hotz, Steinhausen, 2009.

Heimat klingt an – 50 Jahre Oberwiler Dorfmusik

Unsere Oberwiler Dorfmusik feierte letztes Jahr ihr 50-jähriges Jubiläum. Am Festkonzert vom 1. Oktober 2011 füllte sie das Casino Zug mit gemütvoller Blasmusik bis auf den letzten Platz. Der Zuger Landammann hielt folgende Grussansprache:

Geschätzte Musikerin und Musiker
der Dorfmusik Oberwil
Sehr geehrter Herr Dirigent
Liebe Gäste

Wenn ich die Oberwiler Dorfmusik höre, dann klingt Heimat an. Erstens, weil es volkstümliche Klänge sind. Musik, welche gemütvoll ist und uns einlädt zurückzulehnen, die Augen zu schliessen und innerlich mitzuwippen. Diese Volkstümlichkeit hat die Dorfmusik von ihren Anfängen her behalten, als nämlich die Wurzeln der Musik, die damalige Walkermusik, bestehend aus den Brüdern Walker, noch mit Schwyzerörgeli aufspielten.

Oberwiler Heimat

Zweitens klingt bei mir auch persönlich Heimat an: Meine ersten Schritte als Kind machte ich in Oberwil. Im Haus, in dem die Hürlimanns und Therese und Hans Vogel wohnten. Ob Hans damals auch schon die Rhythmusgruppe der Dorfmusik war, weiss ich nicht. Er war aber für mich jedenfalls der Inbegriff eines Oberwilers. Diese persönliche Verbundenheit besteht noch heute über Menschen. Wenn ich nämlich heute sehe, dass zum Beispiel mein Jugend- und Kadettenmusikfreund Rémy Frick mitspielt. Wenn mein Nachbar Hanspeter Odermatt mitspielt oder unser Stadtarchivar Christian Raschle, den ich als Kantonschullehrer kennen lernte.

Und es klingt Oberwiler Heimat an, weil es in Oberwil kein Fest gibt ohne Dorfmusik: Kirchliche Feste wie Fronleichnam oder die Chilbi. Oder auch persönliche Feste, wie etwa Geburtstagsjubiläen. So erinnere ich mich, wie vor ca. drei Jahren die Dorfmusik im Garten unserer Nachbarin Therese Schläpfer aufspielte. Also ein Open-Air. Und der vorgenannte Hans Vogel legte sich so ins Zeug, dass er mitsamt dem Stuhl im weichen Rasen versank. Mit Küchenbrettli hat man dann seinen Stuhl unterlegt – und weiter konnte es gehen!

Trotz des Namens «Dorfmusik», der übrigens im Kanton Zug einmalig ist (gemäss meinen Recherchen gibt es Musikgesellschaften, Harmoniemusiken usw., aber keine Dorfmusik), bleiben unsere Oberwiler nicht im Dorf. Nein: Sie spielen im urbanen Zug, auch in Baar an der Chilbi. Und auch ins Urnerland auf die Haldi oberhalb Schattendorf hat es sie schon verschlagen. Ja sogar international geht's zu und her: Anlässlich eines Jubiläums der Partnerstadt Fürstentum spielten sie im Jahre 2008 dort auf. Wenn das so weitergeht...

Blaskapelle mit staatlichem Format

Als Landammann bin ich besonders stolz und freut es mich, dass die Dorfmusik uns jeweils nach der Vereidigung des neu gewählten Kantons- und Regierungsrates vor dem Regierungsgelände aufspielt. Und der persönliche Höhepunkt war, als die Oberwiler mich im letzten Dezember auf dem Schiff begleiteten, als ich als neu gewählter Landammann zu den Feierlichkeiten von Oberwil nach Zug reiste. Sie sehen: Die Oberwiler Dorfmusik hat schon fast den Status einer behördlichen oder



Auch die dorfzytig gratuliert der Dorfmusik ganz herzlich zum Jubiläum!

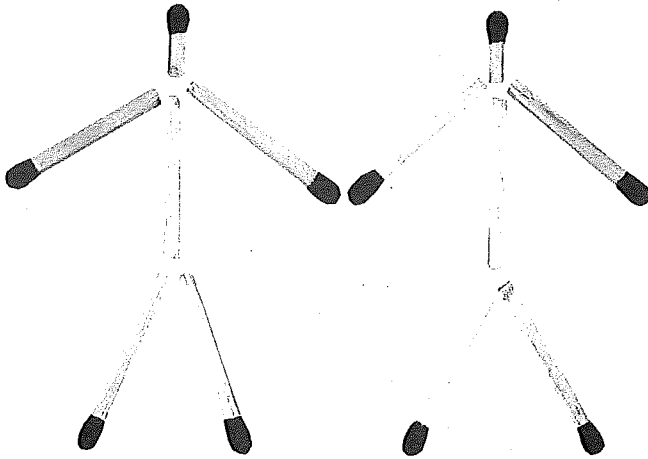
staatlichen Blaskapelle. Staatliches Format hat sie jedenfalls, unsere Oberwiler Dorfmusik!

Doch wenn's behördlich-formal wird, dann sind wir wieder am falschen Ort: Die Dorfmusik lebt seit 50 Jahren ohne Statuten, ohne die rechtliche Form eines Vereins. Es sind also nicht Äusserlichkeiten, nicht die Form, welche die Oberwiler am Leben halten, sondern die anfangs erwähnte Liebe zu volkstümlichen Blasmusikklingen, die Freude am Zusammenspiel, die Geselligkeit und die Erfahrung, dass sie mit ihrem Spiel viele Leute zufrieden stimmen können.

Liebe Oberwiler Dorfmusiker: Ich gratuliere euch zu eurem Jubiläum sowie zum Mut und zu eurer Motivation, hier im Casino aufzutreten. Und ich freue mich, dass es euch gibt. Liebe Oberwiler Dorfmusik, ich bin als Oberwiler und als Landammann stolz auf euch. Herzliche Gratulation im Namen des gesamten Regierungsrates!

*Euer Landammann
Matthias Michel*

Gewerbe im Wandel oder: Von den Hölzigen in Oberwil



Schriftsetzer gibt es nicht mehr, dafür Polydesigner. Der Wandel im Gewerbe zeigt sich nicht nur in den Berufsbezeichnungen. Auch in Oberwil gibt es altes Gewerbe. Bis heute ist dabei die Holzbearbeitung prägend – und sympathisch.

Anlässlich der jährlichen Lehrabschlussfeier der gewerblich-industriellen Berufe fällt mir jeweils auf, wie sich in diesen Berufen und Branchen der Wandel bemerkbar macht. Bereits an den Berufsbezeichnungen ist dies zu erkennen: Der einstige Automechaniker heisst heute Automobil-Mechatroniker und die Schaufensterdekorateurin im letzten Jahrhundert entwickelte sich zur heutigen Polydesignerin 3D. Die Änderung dieser Berufsbezeichnungen ist nicht nur äusserlich: Die entsprechenden Branchen, sowie die Anforderungen an die entsprechenden Berufe, haben sich zum Teil radikal geändert. Eines der deutlichsten Beispiele im gewerblichen Bereich ist das Druckereigewerbe. Als ich zur Schule ging, gab es noch den Schriftsetzer. Wegen der Druckerschwärze hiess dieses Gewerbe «die schwarze Kunst». Zwar schon unterstützt durch Automaten, doch immer noch mit viel Handarbeit, setzte er Buchstaben nach Buchstaben. Heute gibt es diesen Beruf nicht mehr. Er heisst heute Polygraf und dessen Finger werden nicht mehr schwarz.

Einst: Kleinste Zündholzfabrik

Ein Gewerbe, das heute in der Schweiz gänzlich verschwunden ist, ist die Fabrikation von Zündhölzern. Vor mehr als hundert Jahren war die Herstellung von Zündhölzern in unserem Land wegen der grossen Holzvorkommen ein wichtiger Erwerbszweig. Landauf, landab gab es Zündholzfabriken. Und auch ein spezielles Bundesgesetz von 1898 «betreffend die Fabrikation und den Vertrieb von Zündhölzern». Wegen des gefährlichen Phosphors war dieses Gewerbe streng geregelt. Bei uns in Oberwil stand die damals schweizweit kleinste Zündholzfabrik. Heute deutet nur noch das einstöckige, längliche Gebäude an der Tellenmattstrasse 51 auf die einstige gewerbliche Nutzung hin. Die ersten Oberwiler Fabrikanten, die Gebrüder Franz-Xaver und Johann-Baptist Bechelen erhielten zwar eine Betriebsgenehmigung vom Zuger Regierungsrat, kamen aber später immer wieder in Konflikt mit dem erwähnten Gesetz. Aus Berichten des Eidgenössischen Fabrikinspektors aus dem Jahr 1906 ist zu entnehmen, dass Bechelen die Zündmasse nicht nach genehmigter Rezeptur verwendete. Der Fabrikinspektor rügte sogar den Regierungsrat, dass es keine ärztlichen Untersuchungen gebe und die Arbeitszeit nicht immer der genehmigten Fabrikordnung entspreche. Nicht zuletzt wegen solcher Probleme führte der spätere Eigentü-

mer, Johann Speck, die Fabrik in Oberwil nicht mehr weiter, sondern zog nach Oberarth, wo er – immerhin nach dem Oberwiler Rezept – eine neue Fabrik eröffnete.

Heute: Holzverarbeitung

Zündhölzer werden zwar seit langem bei uns nicht mehr produziert. Aber der Rohstoff Holz war und bleibt für das Gewerbe in Oberwil prägend. Wohl das erste Gewerbe war eine Sägerei am Saggiplatz, die im Jahr 1912 von den Gebrüdern Josef und Johann Speck übernommen wurde (spätere Sägerei Josef Speck Söhne). Mit der Aufzucht von Holz beschäftigten sich die Baumschule Josef Stocklin (bis 1990) und bis heute die Schönenberger Söhne AG. Verarbeitende Betriebe bis heute sind die Schreinerei Albert Speck AG, seit 1990 ergänzt durch einen Betrieb in Allenswinden, der Betrieb Keiser Fensterbau, der im Spielhof Holz- und Holz-Metall-Fenster herstellt, sowie die Schreinerei Tisi Uttinger GmbH an der Widenstrasse. Die einstmalige Zimmerei Alois Speck wurde im Jahr 1983 von Xaver Keiser übernommen, der später den Betrieb ins Gebiet Choller verlegte. Eine eigene Holzwerkstatt führt sodann die Psychiatrische Klinik Zugersee.

Holz und dessen Verarbeitung war und bleibt für Oberwil also der prägende Gewerbebezug, der auch zukunftsstrahlig ist: Als Bau- und Ausstattungsmaterial ist Holz im Trend. Und als einer der wenigen nachwachsenden Rohstoffe in unserem Land auch nachhaltig. Seien wir stolz auf unsere «Hölzigen»!

Matthias Michel

Quellen:

*Oberwil bei Zug, Einst und Jetzt, Hrsg. NOG, 1994
Schweizerisches Zündholzmuseum,
Beitrag über Zug,
Dieter Weigelt August 2003
(www.zuendholzmuseum.ch)*

Zuger Chriesi – für Gaumen und Gemüt



Chriesizyt isch Summerzyt. Die diesjährige tolle Kirschenenernte verheisst einen schönen Sommer. Das Chriesi ist nicht nur Gaumenfreude, sondern auch Gemütssache: Wir können es in Oberwil vom Hof kaufen, empfinden es als einheimisches Produkt und verbinden damit ein Stück Identität und Heimat.

«Chumm mir wei go Chrieseli gönne» – wir kennen alle dieses Kinderlied. Und in meiner Erinnerung war dies meine erste Bekanntschaft mit dem Chriesi. Also: Nicht auf der Zunge, sondern im Ohr waren mir die Kirschen zuerst. Etwas eigenartig fand ich immer, dass wir diese Lied auf Solothurner- oder Berndeutschesingen und nicht in unserem Dialekt. Das lehrte mich früh, dass es nicht nur im Zugerland Chriesi gibt. Und in der Tat: Solothurn und Baselland sind, rein mengenmässig, die grösseren Kirschenmächte als der Kanton Zug. Doch geht es ja nicht nur um die Quantität, sondern die Qualität. Und um Identität.

Vom Türkenbund zur Chriesiwurst

Und zur Qualität gehört auch die Vielfalt der Produkte, welche wir in Zug mit Kirschen herstellen. Das älteste, aus dem 18. Jahrhundert überlieferte Kirschenrezept etwa ist der «Türkenbund von Kirschen», ein Chriesiauflauf mit

Hartweizengriess, vergleichbar mit dem französischen «clafoutis aux cerises». Sehr traditionell ist sodann der Chriesi-Brägel, eine Komposition aus Chriesi, Wasser, Milch, Mehl und Zucker. Brägel ist ein typisches Zuger Mundartwort. Der Zuger Mundart-Forscher Carl Bossard schreibt dazu: «E Brägel chönnt au es Mues, e Bappe oder e Stunggis sy. Me redt au vo verpragle, wenn zwee Manne enand am Grind nämid. Näümet han ich für Chriesibrägel d Übersetzig ‚Kirschenmus‘ gfunde. Mich tunkt aber, das syg nid s richtig Wort für üüse unverschämt guet Zuger Chriesibrägel.» Heute gibt es auf dem Markt sogar Chriesiwein, -chäs, -brot oder -senf. Das neuste Produkt ist die Chriesi-Wurst, eine Erfindung, die erst zwei Jahre alt ist.

Chriesi-Kultur und -Markt

Unser Zuger Chriesi war und ist aber weit mehr als eine Gaumenfreude. Um die Kirschenenernte herum wuchsen Traditionen. So feiern wir in diesem Jahr das 300-Jahr-Jubiläum der Zuger Chriesigloggä, die 1711 zum ersten Mal urkundlich erwähnt wurde. Und mindestens seit 125 Jahren kennt man den «Zuger Chriesisturm», das Chriesi-Leiternrennen zum Start der Saison. Und unser Chriesibaum ist ein prägendes Merkmal unserer Landschaft. Entsprechend sorgt sich auch die Politik um den Erhalt der Hochstammbäume, dies zum Erhalt der Biodiversität und des Landschaftsbildes. Damit es sich auch lohnt, solche Hochstämme zu pflegen, braucht es Förderung und Schutz der Qualität unserer Chriesiprodukte. So wird für das Label «AOC Zuger Kirsch» (AOC = Appellation d'Origine Contrôlée, d.h. Geschützte Ursprungsbezeichnung) angestrebt. Der weltbekannte «Zuger Kirsch» wird so eine international geschützte Herkunftsbezeichnung wie der «Emmentaler Käse». Ein analoger Schutz ist für die Zuger Kirschtorte beabsichtigt.

Zuger Selbstverständnis

Da wir auch in Oberwil einige Chriesi-Bauern und hunderte von -bäumen ha-

ben, identifizieren auch wir uns mit dem Chriesi. Und auch eingangs Oberwil leuchtet uns unterhalb des Ortsschildes ein kleines, neckisches Chriesi entgegen. Und entlang der Autobahnen machen grosse Tourismusplakate auf das Chriesiland Zug aufmerksam.

Dass das Chriesi Bedeutung für unsere Identität hat, zeigt unter Zuger Facebook-Gruppe mit dem Namen «Du weißt, dass du Zuger bist». Hier finden sich folgende zwei Einträge: «Du weisst, dass du Zugerin oder Zuger bist, wenn du beim Wort «Dessert» sofort an Kirschtorte denkst». Oder: «Du weisst, dass du Zuger bist, wenn dir Etter mehr sagt als Eichhof.» Wegen der grossen Bedeutung als Kulturgut hat der Zuger Regierungsrat das Projekt «Zuger Chriesi» in die Strategie als Teil des Legislaturprogramms aufgenommen. Dahinter steht eine Reihe von Massnahmen zur Stärkung der Wertschöpfung aus diesem Steinobst.

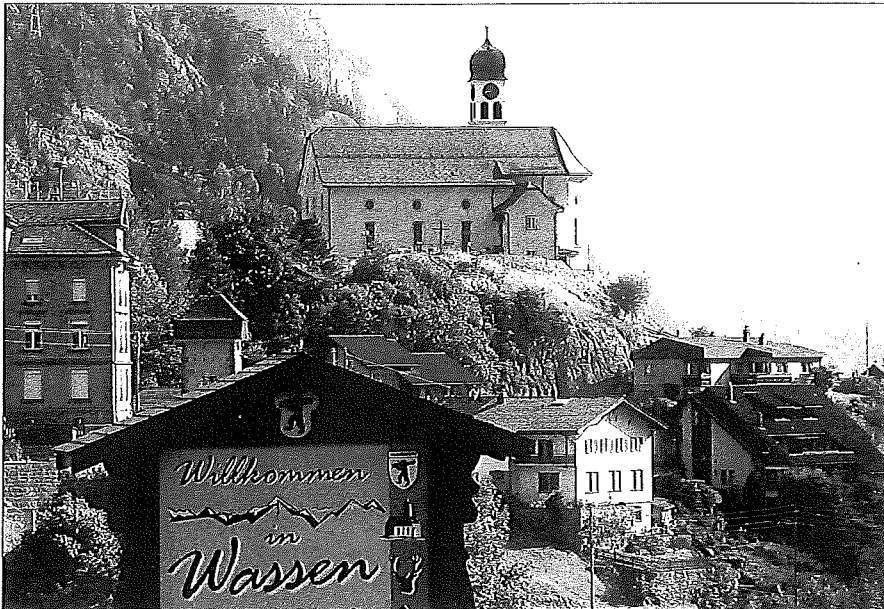
Also: Das Zuger Chriesi ist mehr als Gaumenfreude, sondern bewegt unser Gemüt und gar die Politik!

Matthias Michel

Informationsquelle und weitere Hinweise:
IG Zuger Chriesi, www.zugerchriesi.ch



Auf der Gotthardachse – eine Einladung zum Nachdenken



Die Kirche von Wassen (UR) war mir schon als Primarschüler ein Begriff. Kein Wunder, sieht man sie doch drei Mal, wenn man sich im Zug durch die Kehrtunnels des Gotthard wendet. Und wenn ich heute durchs Küchenfenster oder vom Balkon aus die Intercity-Züge vorbeirauschen sehe und höre, dann fahre ich immer ein wenig mit: Nach Wassen und noch weiter gen Süden. Italien schwingt immer etwas mit, wenn die Geleise in Oberwil zu vibrieren beginnen. Ich lade Sie ein zu dieser Reise, auch eine Reise zum Nachdenken.

Flüelen, Silenen, Amsteg, Wassen, Göschenen – wie lautmalersich klingen diese Namen, auch wenn sie mangels Halt nicht angesagt werden. Jedes Mal stelle ich mir vor, welche Bedeutung hinter diesen urtümlichen Namen steckt. Bei Wassen denke ich zum Beispiel an Wasser, nämlich an die vielen Bäche, die sich in der jungen Reuss versammeln. Doch weit gefehlt: Die Ortsnamen-Fachkundigen belehren mich: Wassen geht auf das althochdeutsche «wassa»* (bei der Schärfe, Spitze) zurück. Damit könnte der steil abfallende Hügel bei Wassen oder generell die Rauheit des umgebenden Geländes gemeint sein.

Doch beginnen wir zu Beginn der Strecke: Kaum eingestiegen, schlängeln wir uns durch Walchwil, zurückgehend auf das althochdeutsche Wort «Walahwilare» (= Hof eines Welschen bzw. eines fremdartig Sprechenden). Also: Bereits in Walchwil sprach man anders als die Alemannen, schon hier begann die Fremde!

In Flüelen (althochdeutsch «fluoh» = bei der Fluh, Felswand) geht es noch deutsch zu und her. Doch bald merke ich, dass wir uns definitiv dem lateinischen Sprachraum nähern bzw. dort, wo die Säumer aus Italien den mühsamen Übergang über den Gotthard geschafft haben: Gurtellen entstammt dem romanischen «cortinella» (= kleiner Hof). Und auch Göschenen geht auf ein italienisch-lombardische Wurzel zurück: «cascina» (= Sennhütte, Käserei).

Infrastruktur für Energie und Verkehr

Tragen diese Ortschaften Namen, die aus der Natur oder Alpwirtschaft stammen, so zeugt das Ortsbild von den Anfängen der Industrie: Die mächtigsten Gebäude, etwa in Amsteg, sind Wasserkraftwerke, gefolgt von den Bahnhöfen. Also: Bereits vor mehr als

hundert Jahren waren Infrastrukturen für Energieversorgung und Verkehr von wesentlicher Bedeutung. Das ist heute nicht anders: Auf der Gotthardstrecke wird tüchtig gebohrt und gebaut, damit im Jahr 2017 der Gotthard-Basistunnel in Betrieb gehen kann. Was gestern die Kehrtunnels bei Wassen, ist heute der Basistunnel. Der Kampf gegen Wasser und Fels ist auch heute eine Herausforderung, was schon die Ankündigung einer der wichtigen Baustellen zeigt: «Zwischenangriff Amsteg» steht trutzig auf einer grossen Tafel der Alptransit AG, welche für die Tunnelarbeiten verantwortlich ist.

Direttissima oder Kehrtwendungen?

Der Gotthard-Basistunnel ist ein Meisterwerk, zweifellos. Er wird mehr Kapazitäten innert kürzerer Zeit zwischen Norden und Süden ermöglichen. Für Menschen und Güter. Doch wo bleibt der Reiz der Gotthard-Bergstrecke, eben diejenigen mit den Kehrtunnels und den Ortsnamen, dem dreimaligen Kirchlein in Wassen? Es geht nicht nur um Touristisches: Das langsam sich den Berg hochwinden, das sachte Erkunden von Schluchten und Schlünden ermöglicht mir als Reisenden eine Musse, die ich im Berufsalltag nicht habe. Oft auch nicht im Freizeitalltag, der ja auch effizient genutzt werden will. Die Kehrtunnels haben etwas zutiefst Lebensnahes: Wie oft ist der gerade direkte Weg nicht er richtig, wie oft braucht es ein Hin und Her, das mich dann trotzdem weiterbringt? Und vielleicht sogar höher hinauf. Wie oft macht es Sinn, etwas drei Mal je von anderer Seite zu betrachten, wie das Kirchlein von Wassen?

Matthias Michel

* (Quellen für die Bedeutung der Ortsnamen:
– Andres Kristol et al., *Lexikon der schweizerischen Gemeindenamen*, Frauenfeld 2005
– Beat Dittli, *Zuger Ortsnamen, Lexikon der Siedlungs-, Flur- und Gewässernamen im Kanton Zug*, Zug 2007)

Schiffahrt nach Zug

Am 18. Dezember 2010 fuhr eine grosse Schar von Oberwilerinnen und Oberwilern per Schiff nach Zug zur Landammannfeier. Der neue Landammann, Matthias Michel, begrüßte auf dem Schiff die gut gelaunte Gesellschaft:

«Liebe Oberwilerinnen und Oberwiler. Ich freue mich sehr, dass Sie mich alle nach Zug begleiten. Es ist ja eigentlich das Privileg des Oberwiler Chlause, dass er über den See gefahren kommt. Heute ist es Ihr und mein Privileg, über den See nach Zug zu fahren und so einen eigentlichen Oberwiler Einzug zu feiern. Ich kann Ihre Begleitung und Stärkung brauchen, denn erfahrungsgemäss habe ich ja heute Abend als neuer Landammann verschiedene Huldigungen zu ertragen. Und darüber hinaus bin ich natürlich auf Ihre Unterstützung während der nächsten zwei Jahre als Regierungschef unseres Kantons dankbar.

Erste Schritte in Oberwil

Es ist rund 46 Jahre her, als ich erstmals Oberwiler Boden betrat, im wörtlichen Sinn: Ich tat meine ersten Schritte als Einjähriger hier in Oberwil, wohin kurz zuvor meine Eltern von der Ostschweiz her eingewandert waren. Wir wohnten am Mülibachweg 6 im Haus von Alois und Pia Hürlimann (Mitbewohner war auch die Familie Hans und Therese Vogel). Offenbar haben mich diese Erde und dieser Ort so angezogen, dass ich 34 Jahre später wiederum nach Oberwil zog, diesmal mit Frau und zwei Kindern. Der hiesige Boden ist fruchtbar, und so kamen hier noch zwei weitere Kinder zu Welt. Wir allen schätzen und lieben diesen Ort. Und fühlen uns in der näheren und weitem Nachbarschaft bestens aufgehoben. Ich versuche meine Dankbarkeit auf meine Art zu erwidern, auf bescheidene Art, indem ich dazu beitrage, dass die Nachbarschaft Oberwil lebt, mit meinen Seesicht-Beiträgen in der *dorfzeitig oberwil*.

Oberwiler marschieren nach Zug

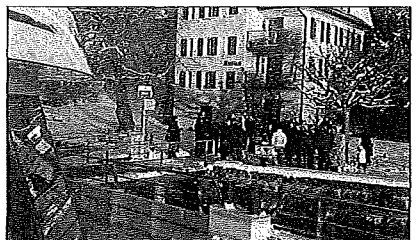
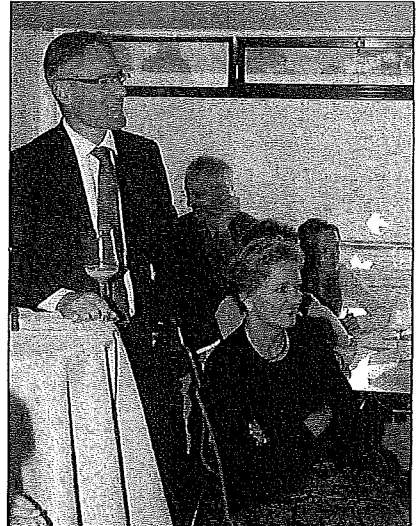
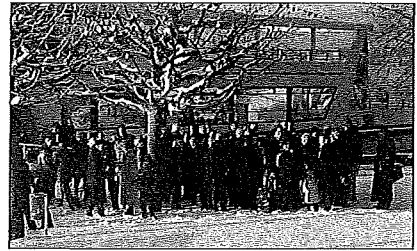
Ja, diese Nachbarschaft Oberwil-Gimmenen (NOG) ist auch heute Abend

aktiv: Ich danke den Organisatoren, allen voran Ruedi Balsiger als NOG-Präsident für diesen Empfang, der Stadt Zug für die Übernahme der Kosten von Fahrt und Trank und natürlich unserer Oberwiler Dorfmusik, die heute als Schiffskappelle aufspielt (und dies ohne Gage!). A propos NOG: Vor mehr als hundert Jahren, im Jahr 1906, ist die heutige Nachbarschaft gegründet worden. Anlass war damals auch ein Zug der Oberwiler nach Zug: Im Hinblick auf eine Volksabstimmung für die Erstellung einer Lorzentobelbrücke versammelten sich damals rund 80 Oberwiler. Sie zogen, angeführt durch einen berittenen Fähndrich (Kaspar Stadlin-Risi) von Oberwil nach Zug, wo sie in der Burgbach-Turnhalle ihre Stimme abgaben. Diese gemeinsame, wirkungsvolle Aktion schweisste die Oberwiler zusammen und liess sie die neue Nachbarschaft Oberwil-Gimmenen gründen. Der Hintergedanke der Oberwiler bei diesem Demonstrationzug nach Zug war, dass Oberwil – falls die Lorzentobelbrücke angenommen werden sollte – auch Anspruch oder zumindest mehr Chancen für eine vom Kanton finanzierte Verkehrsinfrastruktur hätte. Denn Oberwil wünschte sich schon lange eine eigene Bahnstation, die dann im Jahr 1925 Wirklichkeit wurde.

Politik im Blut

Sie sehen: Das Beispiel der damaligen politischen Aktion mit dem Hintergedanken an die eigene Bahnstation zeigt, dass die Oberwiler das taktische Politisieren im Blut hatten! Und nicht von ungefähr, will man den historischen Quellen glauben, gab es seit Jahrhunderten nie einen Stadtrat, in welchem kein Oberwiler vertreten war. Und schauen Sie heute: Oberwil stellt drei von fünf Stadträten, beherrscht somit die Stadt Zug! Da ist ein Oberwiler als neuer Landammann eigentlich nur noch eine Zugabe. Oberwilerinnen und Oberwiler: Dies ist weniger eine Demonstration von Macht, sondern ein Zeichen für unser Engagement zum öffentlichen Wohl. Nun stossen wir an auf dieses Wohl, auf das öffentliche und das unsrige!»

Matthias Michel



Stierenmarkt und Freistaaten

Weshalb der Zuger Stierenmarkt wichtig ist, nicht nur für Munis und Rinder. Was er mit dem Freistaat Bayern zu tun hat. Und weshalb diese traditionelle Zuchtviehschau Nationen verbindet. Eine Einladung (ein Aufruf?) zur Integration.

Schon nach den ersten Schritten nimmt es mich als Zuger rein in die Ambiente des Stierenmarkts: Bauern und Züchter, Händler und Sachkundige mischen sich mit Familien, mit Geschäftsleuten, mit Interessierten. Der Duft von gebrannten Mandeln zuerst, dann von Bratwürsten an Brandenburgs Stand. Dies alles, bevor man auf das Areal der Stiere tritt.

Gebannte Kraft

Schon als Kind fragte ich mich, weshalb die über 200 Zuchtstiere immer in die gleiche Richtung aufgestellt sind. Und weshalb die kraftstrotzenden und als explosiv geltenden Tiere so friedlich, ja fast schläfrig vor sich hin dösen? Die Aufstellung Richtung Norden ist natürlich bedingt dadurch, dass die Munis sich lieber von der Sonne den Rücken bescheinen lassen als von dieser geblendet zu werden. Die zweite Frage, weshalb diese Tiere als Inbegriff von Kraft und Potenz so zahm dastehen, kann ich immer noch nicht beantworten. Doch ist dies wohl eine Kraft, die gebannt ist, und wehe, wenn sie losgelassen! So ist auch das neue EVZ-Logo zu verstehen: «Der Zuger Stier steht wie der EVZ für Kraft, Dynamik, Explosivität und Angriffslust», steht in der offiziellen Mitteilung des EVZ.

Der Blick von aussen

Dieses Jahr bin ich mit einem Gast aus Deutschland unterwegs. Er wohnt in Erlangen, einer mittelgrossen Stadt in Bayern, die annähernd so viele Einwohner hat wie der ganze Kanton Zug. Man sucht zuerst Gemeinsamkeiten: Siemens ist sowohl in Erlangen als auch in Zug der grösste Arbeitgeber. Die Staatsfarben von Bayern sind blau-weiss wie die unsrigen. Und der Staat Bayern ist stolz auf sein Selbstverständnis als «Freistaat», was bereits im ersten Satz



der Verfassung des Bayrischen Staates geschrieben steht. Der Kanton Zug steht dem aber nicht nach: «Der Kanton Zug ist ein demokratischer Freistaat», damit beginnt auch unsere Zuger Verfassung, was vielen, welche das erstmals hören, ein erstauntes Schmunzeln entlockt. Ebenso wichtig wie Gemeinsamkeiten ist jedoch der Blick von aussen, der einem ein ausländischer Gast vermitteln kann.

Reflexion über unsere Demokratie

Bei aller Bewunderung für unsere Demokratie ist der deutsche Gast erstaunt, dass die Schweizer Bevölkerung mehrmals jährlich zur Urne gerufen ist um abzustimmen. Ob man die Hürde für Volksabstimmungen nicht höher legen müsse, dieses System sei ja doch recht schwerfällig und wohl auch kostspielig, fragt er. Da die Stimmbeteiligung regelmässig weniger als 50% betrage, stelle sich die Frage, ob wir uns denn von einer Minderheit bestimmen liessen. Bei solchen Fragen sind wir Schweizerinnen und Schweizer herausgefordert zu reflektieren und den Sinn und Zweck unserer direktdemokratischen Instrumente zu ergründen. Wir tun dies im Gespräch und finden Verständnis.

Integration am Stierenmarkt

Das Gespräch vertieft sich und wird gesellig zugleich. An unserem Tisch: Deutsche, eingeschweizerzte Deutsche und ich als Zuger Politiker – wir alle fühlen uns zunehmend wohl. Schliesslich versteht mein deutscher Gast gar nicht mehr, weshalb der deutsche Bundespräsident, der gerade seinen Staatsbesuch in der Schweiz beendete, für eine deutsch-schweizerische Entspannung und Versöhnung eintreten musste. Wir hätten doch ein gutes Verhältnis zwischen unseren Ländern, meint er.

Mein Fazit: Das Rippli oder den Schübli auf dem Teller, dem Burehöfler im Glas und den Stieren im Rücken lässt sich bestens über Gott und die Welt, über Gesellschaft und Politik diskutieren. Und dabei gegenseitiges Verständnis gewinnen. Ist das nicht beste Integration? Laden Sie doch Ihre ausländischen ArbeitskollegInnen oder Ihre Nachbarn, die neu aus Deutsch- oder einem anderen Land zugezogen sind, zum nächsten Zuger Stierenmarkt ein! Oder Zwischendurch zu einem EVZ-Match, dem Fussballturnier Ihrer Kinder, zu einem Rebels-Match oder einem Feierabendbier.

Matthias Michel

Oberwiler spielten an der WM!

Ja, Sie lesen richtig: Nicht weniger als acht Oberwiler haben an der WM in der Schweizer Nationalmannschaft gespielt. Im rot-weissen Nati-Dress trugen sie den Oberwiler Geist in die Welt hinein. Wir sind stolz und jubeln.

Alle Welt schaute in den vergangenen Wochen nach Südafrika oder besser gesagt, auf den Bildschirm, um die Fussball-WM mitzuverfolgen. Wo waren denn nun diese Oberwiler, von welchen die obige Schlagzeile spricht? Nein, man fand sie nicht in Südafrika, aber anderswo auf der Welt. Und auch diese acht Oberwiler trugen Rot-Weiss und waren mindestens so motiviert wie die Fussballer. Sie gaben ihr Bestes. Sie waren alle unter 18 oder gar unter 16 Jahre alt. Wir kennen sie sonst als Spieler der Oberwil Rebels.

Sieben Rebellen in Tschechien

Bekanntlich sind unsere Oberwil Rebels mehrfache Schweizermeister in verschiedenen Alterskategorien. Dank diesen hervorragenden Leistungen wurden sieben Rebells für das Kader der Schweizer Nationalmannschaft ausgewählt, um an der Streethockey-Weltmeisterschaft U-16 bzw. U-18 mitzuspielen. Im Schatten des Medienrummels um die Fussball-WM hatten sich diese Jugendlichen an drei Trainingswochenenden vorbereitet und sind dann Ende Mai nach Most (Tschechien) abgereist. Dass diese junge Nati gegen Streethockey-Grossnationen wie Kanada, Deutschland, Slowakei und Tschechien einen schweren Stand haben würde, war vorauszusehen. Doch für diese Rebells war die WM in Tschechien ein tolles Erlebnis, das sicher prägender war als Dutzende von Fussballspielen

vor dem TV. Und deren Eltern waren stolz, für einmal einen Sohn in einem Schweizer Nati-Dress an einer Weltmeisterschaft zu sehen.

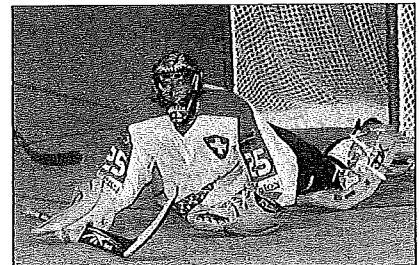
Reglementierter Jubel

Doch die Freude und der Jubel haben Grenzen. Nicht in Tschechien, nicht in Südafrika. Aber in Europa, vor allem bei germanischen Völkern: Sowohl in der schweizerischen wie die deutschen Mentalität haben Ruhe und Ordnung einen hohen Stellenwert. Deshalb entbrannte in beiden Ländern eine intensive Debatte darum, ob und wie lange während der Fussball-WM öffentlich gejubelt werden dürfe. In einer deutschen Zeitung wurden etwa folgende Fragen abgehandelt: Wie viele Nationalflaggen darf ein Mieter an der Hausfassade montieren? Wie viele Leute darf man zu einer WM-Home-Party einladen? Was, wenn diese Party im Freien stattfindet? Und man muss sich auch förmlich wehren und beklagen können, wenn man nicht selber, sondern der Nachbar feiert. Deshalb gibt zu diesen Fragen der nachbarschaftlichen Freundschaft eine Vielzahl von Gerichtsurteilen. Zum Beispiel hat das Landgericht Frankfurt befunden, dass man eine Gartenparty der Nachbarn mit 24 Personen dulden muss und «dass es in der Natur eines solchen Festes liegt, dass gelacht und auch lauter geredet wird». Diese Richter haben also kapiert, dass es gerade am Festen liegt, dass es hoch zu und her gehen kann!

Föderalistischer Wettbewerb um Jubelzonen

Und weil die Deutschen doch nicht nur in der privaten Stube, sondern auch auf der Strasse die Siege ihrer Fussball-Nati feiern wollten, galt in Deutschland

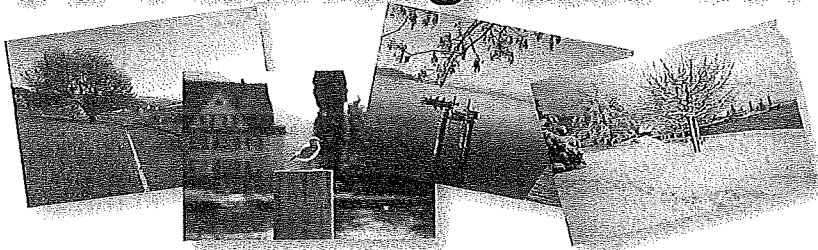
eine Verschiebung der Nachtruhe: Bei öffentlichen WM-Parties (Public Viewing) war öffentlicher Jubel bis Mitternacht erlaubt. In ihrer Machtfülle hat die deutsche Bundesregierung diese Regel landesweit verordnet. In der Schweiz lief das anders ab: Wir haben keine zentralistische Bundesregierung, welche landesweit die Nachtruhe regeln darf. Vielmehr ist die Sorge für Ruhe und Ordnung eine typische Angelegenheit von Gemeinden. Das bedeutete nicht anders, als dass Behörden in unseren insgesamt 2636 Gemeinden für oder gegen Jubelzonen, für die eine oder andere Regelung des sogenannten Public Viewing entscheiden mussten. Und dabei entbrannte ein regelrechter Wettkampf darum, wer wohl die beste Lösung hatte, wer am bürgerfreundlichsten entschied (die Frage war nur, schützt man nun das Ruhebedürfnis der einen oder die Lebenslust der anderen).



Erfreulich ist, dass dieser Wettbewerb schliesslich doch dazu geführt hat, dass man öffentlich jubeln durfte. Die Angst davor, wir kämen nicht mehr zur Ruhe und nicht mehr zum Schlafen wich der Einsicht, dass etwas sommerliche Freude, etwas südländische Mentalität und Lebenslust uns gut tut. Ich wünsche Ihnen einen schönen Sommer!

Matthias Michel

3 x 4 Kartengrüsse aus Oberwil:



Ansichtskarten-Set mit 12 farbigen Sujets
«Drei Mal vier Jahreszeiten in Oberwil»: Fr. 15.-
Erhältlich bei VOLG, Rest. Kreuz und Rigiblick,
asp Schreinerei, Seniorenzentrum Mülimatt, oder
bestellen per e-mail: mei@datazug.ch.

Die farbigen Sujets sehen Sie auf der
NOG-Homepage: www.6317.ch

Oberwiler Kirchturm ohne Kreuz und Glocken?

Beim Minarettverbot geht es um weit mehr als um Türmchen; es geht um Anderes, Tieferes. Viele besorgte Bürgerinnen und Bürger haben ihr Unbehagen zum Ausdruck gebracht. Es kann aber nicht sein, dass wir jegliche Zeichen und Symbole von inneren Überzeugungen aus unserer Öffentlichkeit verbannen, damit zur wertelosen Gesellschaft verkommen und selbst unsere eigenen Werte missachten.

Oft wurde gesagt, die Initiative sei «dumm» formuliert. Ja, mir passte sie auch nicht: Mit dem Verbot von Minaretten sind Probleme, die uns im Zusammenhang mit dem Islam beschäftigen, nicht vom Tisch, sondern bleiben förmlich nicht mehr erkennbar, verdrängt. Aber wenn ich nun die aufkeimenden ausländer- und religionsfeindlichen Tendenzen sehe, dann bin ich eigentlich ganz froh, dass wir – vorerst zumindest – «nur» bestimmte Türme verbieten; und nicht weit mehr.

Dieses Mehr könnte sein, dass man jegliche äusseren Zeichen einer anderen, uns nicht genehmen Religion oder Lebenshaltung verbietet; in diese Richtung wurde auch schon öffentlich plädiert (*Verbot der Burka, des Schleiers, der jüdischen Friedhöfe usw.*). Solche Entwicklungen würden die Grundrechte, welche die Schweiz als Rechtsstaat hoch hält, klar verletzen. Das wäre auch der falsche Ansatz. Was wir bekämpfen müssen, das sind extremistische Strömungen, welche unseren Staat und dessen Institutionen gefähr-

den. Gleich, ob solche extremistischen Tätigkeiten sich nun auf die Religion oder eine politische Ideologie oder auf wirtschaftliches Renditestreben berufen. Ebenso falsch wäre der Vorschlag von rechtsbürgerlicher Seite, aus dem Europarat oder der Europäischen Menschenrechtskonvention (EMRK) auszutreten, wenn der Europäische Gerichtshof das schweizerische Minarettverbot wegen Verletzung der EMRK als unzulässig betrachten würde: Das wäre die Isolierung der Schweiz vom Rest Europas und der zivilisierten Welt – wir würden zu Separatisten werden.

Wir wollen unsere Kreuze zeigen

Was bedeutet diese Debatte für uns in Zug und Oberwil? In den Schulklassen, wo zwangsweise verschiedene Kulturen, Mentalitäten und Religionen zusammenkommen, habe ich bisher von keinem akuten Islam-Problem gehört. Gleichwohl ist ein grosser Teil unserer Bevölkerung (*im Kanton Zug sind es 57%*) für das Minarettverbot. Gegen etwas zu sein, ist oft einfach. Die entscheidende Frage ist: Für was sind wir, für was treten wir ein und engagieren uns? Man wird mir antworten: Wir sind für christliche Werte, für einen sicheren starken Staat, für Vollbeschäftigung und sozialen Frieden. Schön. Wer engagiert sich für all das? In der politischen Diskussion wird nun als Folge des Minarettverbots auch gefordert, der Staat müsste gegenüber allen Religionsgemeinschaften total neutral sein. Und die definitive Verbannung des Kreuzes aus unseren Schulzimmern und Spitälern wird gefordert. Wenn das so weiter geht,

dann werden wir auch unsere Kreuze und Kirchenglocken herunternehmen müssen! Es würde genau das Gegenteil passieren von dem, was beklagt wird: Beklagt wird der Werteverlust in der Gesellschaft, deshalb fürchtet man sich vor Werten anderer. Aber Einstehen für christliche Werte heisst auch, dass wir unsere Kreuze zeigen!

Einladung in den türkischen Verein

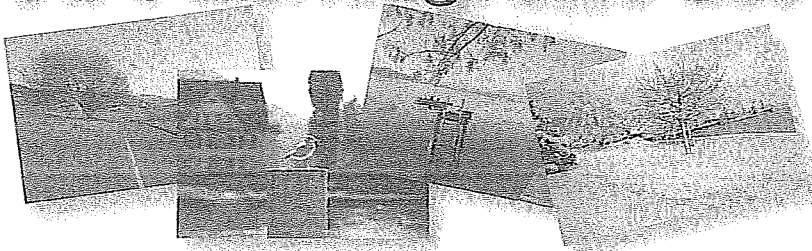
Wir wissen, dass in städtischen Gebieten, wo islamische Personen und Lebensweisen bekannt sind, die Initiative viel eher abgelehnt wurde. Das heisst: Wo wir Leute und Einrichtungen des Islams kennen, haben wir mehr Verständnis dafür. Was wir kennen, macht uns weniger Angst. Das ist eine Antwort und ein Aufruf auch an uns aus Oberwil: Auf dem Weg nach Zug hat sich im Restaurant des ehemaligen Kantonsspitals das Lokal des türkischen Vereins eingerichtet: Freundliche Leute, gute Atmosphäre, türkische Kulinarik. Entsprechend sagte mir der Vereinspräsident, dass Schweizerinnen, Zuger und Oberwiler herzlich willkommen seien.

Also: Nichts wie hin! Ich lade jede Oberwilerin und jeden Oberwiler zu einem Tee, einem Kaffee oder einem anderen Getränk ein (zeigen Sie die *dorfzytig oberwil* oder nennen Sie das Stichwort: «*Oberwil zu Gast*»).

Ort: Artherstrasse 27, ehemaliges Kantonsspital, geöffnet ab Mittwoch jeweils 16.30 Uhr, SA/SO auch mittags).

Text Matthias Michel

3 x 4 Kartengrüsse aus Oberwil:



Ansichtskarten-Set mit 12 farbigen Sujets
«Drei Mal vier Jahreszeiten in Oberwil»: Fr. 15.–
Erhältlich bei VOLG, Rest. Kreuz und Rigiblick,
asp Schreinerei, Seniorenzentrum Mülimatt, oder
bestellen per e-mail: mei@datazug.ch.

Die farbigen Sujets sehen Sie auf der
NOG-Homepage: www.6317.ch